Günther von Schwarzburg.

II.

Günther von Schwarzburg.

Historischer Roman

in zwei Bänden.

Von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

1857.

Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Erstes Kapitel.

König Karl.

Es war kein großer, aber ein heller und freundlicher Raum, welcher Karl IV. zum Aufenthalt diente, zu feinem Holzgetäfel, zu Parketböden verstieg sich der Luxus des vierzehnten Jahrhunderts in dem Hause eines Stiftsherrn noch nicht; den Boden deckten Fließe und die Mauern waren mit Kalk geweißt; ein schmaler rother Strich der oben unter der Holzdecke um die Wände umherlief, diente statt unsrer vielgegliederten zierlichen Gesimse. Dafür aber waren die Wohngemächer in Burgen und Patrizierhäusern auch gewöhnlich weit entfernt von der öden Regelmäßigkeit unsrer viereckigen, kastenartigen Hauseintheilungen. Durch Ausbauten, Kamine, Erker war

die Eintönigkeit der Wände vielfach unterbrochen, es waren dadurch Winkel und Räume und heimliche Eckchen gebildet, in welche die Phantasie sich einspinnen, aus welchen sie trauliche kleine Schaubühnen für die Gestalten ihrer Träumereien schaffen konnte. Das Wohngemach König Karls hatte ganz den Charakter, der es zum Rahmen irgend einer romantischen Staffage geeignet machte: es ging auf den Garten hinaus, zwei spitzbogige Fenster mit kleinen bleigefaßten und wappenbemalten Scheiben aber öffneten sich zunächst unter einer Laube oder Säulenhalle, die vor den Fenstern lag und so zwischen dem Gemach selbst und dem Garten einen schattigen, im Sommer Hitze und zu grelles Licht brechenden, im Winter den Anprall von Regen und Sturm abwehrenden Raum bildete. Rechts von den zwei Fenstern aber, wo die Wandfläche den Platz zu einem dritten darbot, war nicht ein solches, sondern ein Ausbau angebracht, zu dem man auf einige Stufen hinanstieg; es war eine Art großer Erker, die Hälfte eines Achtecks bildend, so daß er aussah, wie der Chorabschluß einer kleinen Kapelle, denn die Decke war gewölbt und legte sich mit feinen Gräten aufsteigend über den großen Bogen, der den Eingang bildete, an die Hauptmauer des Hauses. Die drei schmalen Fenster in

den drei Abschlußwänden des Erkers waren außen von einem dichten Rebengewinde übersponnen; links war eine kleine mit Schnitzwerk bedeckte Thüre, welche auf die Säulenhalle und durch sie in den Garten führte.

Der Boden des Erkers war, wie gesagt, um einige Fuß über dem des Wohngemachs erhöht und die Fließen desselben wie im ganzen Raum mit wohlriechenden Kräutern bestreut. Die geweißten Wände waren jetzt, so lange sie einen König umschloßen, überall mit buntfarbigen Teppichen überhangen; im Kamine, der den Fenstern gegenüber lag, brannte ein Feuer, und da die Vormittagssonne mit einer den nahenden Frühling verkündenden Kraft hereinschien, so ließ die Behaglichkeit und Wohnlichkeit dieses Raumes auch einem Fürsten nichts zu wünschen übrig. Auf dem großen Tische aus gebohntem und mit Schnitzwerk verziertem Eichenholz, der unweit des Kamins stand, lagen des Königs Schwert und sein Dolch, und daneben auf einem rothen Sammtkissen eine leicht gearbeitete Königskrone; der Königsmantel, aus Purpursammt und mit Hermelin gefüttert, hing über der Lehne des zur Seite stehenden Armsessels. König Karl liebte es, sich stets in den Insignien seiner Würde zu zeigen; er gab keine Audienz ohne sie,

er erschien nie öffentlich ohne Krone und Mantel. Es war das einer der auffallenden Züge dieses eigenthümlichen und merkwürdig gemischten Charakters, der so voll Widersprüche und der psychologischen Analyse sich entziehender Eigenschaften war; es war ein Symptom kindischer Eitelkeit in einem Manne, der doch so voll scharfberechnender Klugheit besser als je ein Herrscher vor ihm erkannte, wie wenig der Schein und der Glanz werth sei ohne Gehalt und Kern. Demselben Könige, der als schlauer Diplomat sich später gefallen ließ, die Kaiserkrone in Rom still und eilig, wie verstohlener Weise, zu empfangen, und die ewige Stadt am selben Tage wieder zu verlassen, ohne Gepräng und erhebende Feier, ohne kaiserliches Gefolg und Ausübung kaiserlicher Macht — derselbe König ließ sich von Spöttern nachsagen, er gehe mit der Krone zu Bett und stehe mit ihr auf. Klugheit und List waren in Karl vorherrschende Eigenschaften; ihnen dankt er alle großen staatsmännischen Erfolge seiner langen und für Deutschland so bedeutungsvollen Regierung. Neben dieser Richtung her ging ein aufrichtiger Eifer für Wissenschaft und Kunst, ein ernstes Streben nach geistiger Bildung, ein tiefes Verständniß der Literatur und der Poesie seiner Zeit. Und doch wieder war dieser selbe geistig hochstehende,

die Verhältnisse von Kirche und Staat, die ganze Lage seines Jahrhunderts mit weithintragendem Auge überblickende, der Menschen Herz durchschauende und ihre Leidenschaften klug zu seinen Zwecken ausbeutende Mann in der Krone und im Purpur ohne alle persönliche Würde, geschwätzig, geschmeidig, haltlos. Aber was die mächtigsten deutschen Kaiser, die hohen Heldengestalten der Hohenstaufen und der Ottonen nicht erreicht hatten, das wußte dieser bewegliche, würdelose kleine Lützelburger zu erreichen — eine Macht, die mit langem Arm über alle, auch die entferntesten, Gauen des Reiches sich erstreckte, die es durchsetzen konnte, die Mächtigen zu erniedrigen und die Niedrigen zu erhöhen. Die goldene Bulle, das Grundgesetz, welches das Reich Karl IV. verdankte, ist das sprechendste Zeugniß seiner Macht. Er theilte darin die Kurfürstenwürden nach seinem Belieben und rein nach seinen persönlichen Interessen aus. Niemand aber unternahm es, sich wider diese Vertheilung zu erheben. Unter die sieben Kurfürsten des Reichs war weder das mächtige Haus Habsburg, noch die Hauptlinie der Wittelsbacher in Bayern, noch die großen Fürstengeschlechter der Welfen in Braunschweig, der Wettiner in Meißen und Thüringen aufgenommen; sie alle ließen sich schweigend gefallen, daß Karl sie

so in eine zweite Rangklasse versetzte. Dagegen erhob er die Nebenlinie des askanischen Hauses in Wittenberg, die Nebenlinie der Bayern in der Pfalz zur Kur und zu allen Rechten, welche damit verbunden waren und welche den Kurfürsten des Reichs damals schon eine fast souveräne Unabhängigkeit von der zentralgewalt des großen Ganzen verliehen!

Karl IV. ist jedenfalls einer der denkwürdigsten Charaktere unsrer Geschichte, schon deßhalb, weil er, Meister in der großen, in der Weltpolitik, die weittragendsten Resultate erreichte und zugleich damit wie vielleicht kein anderer Herrscher seit Karl dem Großen den umfassendsten Administrationsgeist verband. Er war ein gründlicher Kenner des Landbaues; er förderte jegliches materielle Interesse seiner Länder, Bergbau, Gewerbe, Schifffahrt zu früher nicht geahntem Aufschwung; er war ein leidenschaftlicher Baumeister; er gab Deutschland die erste Universität (1348); er war der zweite Stifter Prags zu nennen, dessen mächtige Bauten sich größtentheils an den Namen Karls knüpfen, und ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, wenn dieß herrliche Prag mit seinen Architekturschöpfungen seit dem von allen deutschen Städten den imposantesten Anblick bietet. Auch hat wohl kein deutscher Kaiser der frühern Jahrhunderte

so viel bleibende Denkmale seiner Thätigkeit hinterlassen.

Der Karlsstein, das Karlsbad, die Burgen zu Zittau, Frankfurt an der Oder, Tangermünde, die Collegiatkirche zu Nürnberg, die Felsenkirche auf dem Oybin, zu Tharand — sie alle sind heute noch die Zeugen vom Walten dieses rastlosen Herrschers, von dem uns doch schon fünf Jahrhunderte trennen.

Aber wir haben der Geschichte vorgegriffen mit diesem Blick auf Karls IV. spätere Wirksamkeit, und kehren zu dem Augenblick zurück, wo Dietrich Kagelwidt, mit ziemlich verdrießlichen Zügen und noch in bedeutender Mißstimmung über die eben gehabte Unterredung mit dem wackeren Turnierfechter, in das Wohngemach des Königs trat. Dieser war in einem grünen Sammetgewande, das ein goldener Gürtel zusammenhielt; er stand oben auf den Treppenstufen, welche in den erhöhten Erkerbau, den wir beschrieben haben, führten; er überblickte einen Brief, den er in der Hand hielt und dessen Inhalt seinem Antlitze einen strahlenden Ausdruck von Heiterkeit verlieh. Dieser Ausdruck aber, der seine Züge wohl verschönern konnte, war doch weit entfernt davon, sie schön zu machen. Karl IV. verrieth in seinem Aeußeren nichts von dem deutschen Blute, dem er durch

seinen Stamm angehörte; er war das Ebenbild seiner böhmischen Mutter. Die kleine Gestalt war stämmig und untersetzt, das Haupt mit dem pechschwarzen glatten Haare ruhte nicht frei auf den Schultern, sondern war vorgebogen; starkvortretende Backenknochen vollendeten den slavischen Typus des Gesichts.

„Hör' Kanzlar, mein wackrer Abt, Du kommst mir wie gerufen," rief Karl über seinen Brief hin von seiner Höhe herab dem Eintretenden entgegen — „spitz' Dein hochwürdiges Ohr und hör' mir zu!"

Der König begann ein italienisches Sonnett aus dem Briefe abzulesen, das mit den Worten begann:

Real natura, angelico intelletto,

Chiar alma. pronta vista, occhio cerviero —

und als er geendet hatte, rief er aus:

„Nun rathe, an wen ist das und von wem ist's?"

„Herr," sagte Dietrich Kagelwidt, den die strahlende Heiterkeit des Königs, welche mit seiner eigenen Stimmung einen so entschiedenen Kontrast bildete, nicht gerade besserer Laune machte: — „Herr, es ist nur Ein Sterblicher, von dem ein Dichter Worte, wie diese, gebrauchen kann: nur Einer ist auf Erden, dessen königliche Natur, dessen Klugheit, wie sie sonst nur höhere Geister, die Bewohner der Lichtwelt, be-

sitzen, dessen Seelenhoheit, dessen erleuchteter Blick die Welt mit Bewunderung erfüllen“ ....

„Dietrich Kagelwidt,“ rief hier der König lachend aus, „ich kenn' Dich nicht mehr! Wahrhaftig, ich war darauf gefaßt, daß Du mir meine Freude an diesen schönen Versen vergällen würdest durch irgend ein garstig ‚Wenn‘ oder ‚Aber,‘ das Du daran ausklügeltest. Du bist ja immer besorgt, daß die Schmeichler Dir Deinen schüchternen, bescheidenen Jüngling Karl verderben. Und nun wirst Du selbst zum Schmeichler! Et tu, Brute?“

„Ihr habt mich aufgefordert zu reden, Herr, und was kann ich anders thun, als die Wahrheit reden? Diese Verse gelten Niemand sonst als Euch. Und von wem sie seien, fragt Ihr? Von wem?“

Dietrich wiegte wie sinnend das Haupt.

„Das räthst Du nicht alsogleich?“ sagte der König.

„Auf wen sollt' ich rathen, gnädiger Herr? Wer ist der schönen Sprache des Toskanerlandes, des dichterischen Ausdrucks, der blendenden Bilder so mächtig . . . Herr, es ist wieder nur Einer unter denen, die ich kenne“ . . .

„Nun, und der Eine?“

„Brauch' ich ihn zu nennen, gnädiger Herr?“

versetzte der Kanzler mit dem ernstesten und aufrichtigsten Gefühle von der Welt und sich tief vor König Karl verneigend.

„Dietrich!“ rief dieser mit halb zornigem, halb lachendem Tone aus . . . „Du verdienst, daß ich mit Dir umgehe, wie Du, als Du noch Klosterbruder warst, mit Deinen ehemaligen Pflegebefohlenen — tückischer Mönch! Dacht' ich doch, daß eine von Deinen Bosheiten dahinter stecken würde — hat man je ärgeres erlebt! Mir zu sagen, ich hätte mich selber besungen, als angelico intelletto, als real natura, chiar alma“ . . .

„Herr, hab' ich dumm geredet, so verzeiht mir's . . . Ihr wißt, auf italienische Sonnette versteht sich Euer armer Diener nicht!“

„Heuchler, der Du bist. Du weißt so gut als hättest Du die Unterschrift dieses Briefes gelesen, daß diese Verse von Petrarca sind.“

Dietrich Kagelwidt lächelte.

„Und was meldet Ser Francesco, Euer gelehrter Pfalzgraf, Euch sonst noch, Herr?“ sagte er dann.

„O mancherlei. Du kannst es lesen, Schelm, der Du bist. Hör', Abt Dietrich, ich will einen Handel mit Dir machen. Ich will Dir Deine Schelme-

rei von eben mit königlicher Huld verzeihen, wenn Du eine Bedingung erfüllst."

„Und die ist?"

„In diesen Versen heißt es: occhio cerviero ..."

„Hirschauge!" fiel der Kanzler ein.

„Ja soviel verstehe ich auch. Aber was will Petrarca damit sagen, daß er uns die Augen eines Hirsches beilegt? Ich gestehe Dir, dieß homerische Prädicat ist mir nicht klar und" . . .

„Es scheint Euch nicht ganz in dem Ton des übrigen Textes gehalten," ergänzte Dietrich mit einem unmerklichen spöttischen Zucken seiner Mundwinkel. „Darum wünscht Ihr, daß ich einen andern Reim an diese Stelle finden soll."

„Ich will, daß Du zu Deiner Buße Dein Gehirn anstrengst, dem occhio cerviero eine für mich verbindliche Auslegung zu geben!"

„Ist's nur das?"

„Scheint's Dir so leicht?"

„Versuchen wir's," antwortete der Kanzler. „Des Hirsches Augen sind braun; das sind auch die Augen König Karls!"

„Weiter!"

„Sie sind . . . ja was sind sie sonst noch . . groß und glänzend" —

„Das sind die meinen nicht .... Du bist nicht auf dem richtigen Wege!“

„Sie sind scheu, nach Gefahren um sich blickend, ängstliche Wächter, ob es nicht etwa gilt, die Sehnen spannen“ ....

Der König ergriff sein in der Scheide auf dem Tische liegendes Schwert und drang damit scherzend auf seinen Kanzler ein.

„Sieh, Aebtlein, Du verdienst, daß ich damit Dich züchtigte. Aber da jede Strafe die Besserung bezwecken soll und Du ein unverbesserlicher Schelm bist, so will ich die fruchtlose Mühe mir ersparen und huldvoll Dich begnadigen. Da lies.“

Mit diesen Worten warf der König den Brief Petrarca's auf den Tisch vor Kagelwidt hin und schob das Schwert in sein leeres Wehrgehenk.

„Euer edler Pfalzgraf Messer Francesco meldet Euch, daß er sein unehlich Töchterlein Franciscola dem Franz von Brosano zur Ehe geben will,“ sagte der Kanzler, den Inhalt des Briefes überfliegend. „Ob da,“ fügte er spöttisch hinzu, „Madonna Laura von ihm zur Brautführerin gebeten wird?“

„Schwerlich,“ lachte Karl.

„Er meint, Ihr solltet eilig ins schöne Land Ausonien ziehen, die Ghibellinen um Euch sammeln

und alle alte Kaiserherrlichkeit und Macht über Italien wiederherstellen."

„Ja, damit der Papst und Frankreich, die ich alle Ursache habe, auseinander zu bringen und wider einander aufzuhetzen, augenblicklich enger wie je sich zusammenschlößen!"

„Der gute Messer spricht wie er's versteht!" lächelte Dietrich.

„Aber schön!" bemerkte Karl; „Gedanken, jeder werth, ihm einen Tempel zu bauen. Es ist nur eins schade: je dichterischer und schöner solch ein Gedanke, desto weniger ist er auf dieser vortrefflichen Welt zu gebrauchen."

„Ihr sollt," fuhr Dietrich fort, „der Retter des edelsten Landes der Erde werden; Ihr sollt das blutende, von Parteiungen zerrissene italienische Volk mit starker Faust zu seinem Heilquell, zur Einheit führen; Ihr sollt die alte ruhmbedeckte Ghibellinenstandarte auf die Höhen des Appenins pflanzen, und mit dem Blute der abtrünnigen Empörer den Rost von der eisernen Krone der Lombarden waschen" —

„Ja, was soll ich nicht Alles! Es lautet vortrefflich, aber es ist mit den Reden wie mit den Krügen; die viel Klang geben sind leer! Was meinst Du, daß ich thun soll?"

„Ich, Herr? Ich meine, wenn Ihr nach Italien gehen wollt, so thut's um weiter nichts als um einen großen Sack mit Reliquien zu kaufen, auf daß der Papst sehe, welch guter Christ Ihr seid."

„Das ist weislich geredet, Dietrich — das ist meines Herzens Meinung auch! Ja, ja, Italien laß ich dem heiligen Vater — wenn es mir gelingt in Deutschland Ordnung zu schaffen, mag er dort jenseits der Alpen schalten wie er will — ich will ihm die Hände küssen, ich will ihm nach altem Brauch demüthig den Steigbügel halten, wenn's ihm Freude macht — vorausgesetzt, daß ich ihn in den Sattel bringe, worin ich ihn sehen will! Du verstehst mich."

Dietrich nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir ihn nur erst nach Rom haben, dann ist Alles gut! Meiner bedarf es dort nicht!"

„Wenn er nur dem Roß traute, auf dem der Sattel, in den wir ihn heben wollen, liegt," bemerkte Dietrich; „es ist toll und unbändig, das römische Volk, und sein Haupt nicht geneigt, ein Gebiß anzunehmen."

„Ein tolles Roß ist besser als ein tückisches. Optimum, aliena insania frui heißt es auch da — das werden wir die Herren in Avignon nicht zu

lehren brauchen! — Aber genug. Hast Du Nachrichten aus Frankfurt?“

„Ja, Herr, Einer der Turnierfechter, von denen Ihr wißt, war da.“

„Was hatte er zu hinterbringen?“

„Die Seuche nimmt in der Stadt zu.“

„Ich hoffe, sie thut mir den Gefallen und nimmt den Schwarzburger mit.“

„Der scheint sich salvirt zu haben. Er ist mit wenigem Gefolg im stillen auf und davon, man weiß nicht wohin.“

„In der That? Und aus Furcht vor der Seuche?“

„Das ist nicht ganz gewiß. Er hätte dann wohl eher einen Arzt mit auf die Reise genommen als — eines Arztes hübsches Töchterlein!“

„That er das?“

„So meldete Burkhard.“

„Ei, ei, der fromme Günther!“ lachte Karl; „der gestrenge Rittersmann! der tugendliche Held! Was weißt Du weiter von der Sache?“

„Nur was ich Euch berichtete. Der Turnierfechter sagte, er habe auf seinem Auszug die Dirne, die ihm begegnet sei und die er von früher kenne, auf die Kruppe genommen und mit fortgeführt.“

„Hör' Dietrich, das sieht einem Schwanke, den der redliche Mann, Dein Turnierfechter, erfunden hat, mehr gleich als der Wahrheit! Ich glaube vom Schwarzburger nichts was wider Sitte und Gesetz ist. Ich liebe den Schwarzburger und laß nichts auf ihn kommen. Unter uns gesagt, Dietrich, er wäre am End' eben so wohl werth wie ich, daß Petrarca ihn besänge. Er ist ein wackerer Mann, ein Held wie die Helden verschollener Jahrhunderte; ein aufrichtiger frommer Ritter, mit seinem Schwerte bereit in jedem gerechten Kampfe; in jeder Mark, wo Strauß und Fehde winken, bei der Hand, seine wuchtige Faust den fühlen zu lassen, der das Unrecht hat. Ein Mann wie ein Gottesurtheil. Und auch klug und überlegt genug. Sein Hab und Gut hat er gemehrt, seine Truhen, sagt man, hübsch gefüllt. Und den Wittelsbachern, die ihn gekoren haben und glauben, ihn wie eine Puppe an ihren Fäden lenken zu können, wird er zeigen, daß sie sich arg verrechneten. Aber das römische Reich regieren? Du liebe Zeit! Der Mann sollte es einsehen, daß er dazu nicht taugt. Das will anders angefaßt sein als mit Fäusten, die vom Schwertgriff schwielig geworden sind. — Ehemals ja, — doch die Zeiten sind anders geworden, mit dem Dreinschlagen ist's nicht mehr

gethan; heutzutage ist oft ein Wort stärker als das Schwert, und der Fuchs jedenfalls stärker als der Löwe!"

„Bei allem dem," antwortete Dietrich, „wäre es ein großes Glück, wenn uns gelänge, diesen ‚Gegenkaiser' in Glimpf oder Schimpf zu beseitigen!"

„Da hast Du völlig Recht, mi Dieterice!" versetzte König Karl. „Ich habe mehr und Größeres auf dem Arm, und muß dieses thüringische Gräflein auf alle Weise unschädlich machen, weil er mich hindert. Darum wird es übel mit ihm aussehn, wenn ich ihn zu fassen bekomme — ich lasse ihn seine ganze übrige Lebenszeit in einer meiner sichersten Burgen vor schlechtem Wetter bewahren — er würde mich herzlich dauern, der gute Gesell — aber weßhalb hat der Mann sich ins Unglück gestürzt! — Guài a chi la tocca!" fügte der König hinzu, indem er die Krone vom Tische nahm und auf sein dichtes schwarzes Haar setzte. —

„Ich bringe Euch die Reinschrift der Anträge an den Reichstag," sagte der Kanzler — „wie Ihr gestern sie zu ordnen und zu fassen befahlet."

Dietrich begann das Dokument zu lesen:

„Nos divina favente clementia Carolus Quartus

Romanorum Imperator electus, Rex Germaniae, Bohemiae“ —

„Du könntest uns damit verschonen, Dietrich,“ unterbrach ihn der König, „denn wir werden ja heute noch des Genußes froh werden, Dich die ganze Litanei auf den Stufen unseres kaiserlichen Thrones bei der Eröffnung des Reichstages vorbeten zu hören. Es wird Alles sein wie wir Dir befohlen haben. Du magst gehen, Dietrich, und Dir Deine Sonntagsschaube aus dem Schrank langen, worin Du unsre getreuen Reichsstände zu blenden pflegst.“ Der Kanzler verbeugte und entfernte sich.

Zweites Kapitel.

Eine Eroberung Margarethens.

Es mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als König Karl, begleitet von seinem Marschall und umgeben von einem Theile seines Hausgesindes, sich zum Dome begab, in welchem der Gottesdienst gehalten wurde, der die erste Sitzung des Reichstags einleiten sollte. Vom Dome aus wollten, wenn die Messe gesungen, die Fürsten sich in den Saal der

alten Kaiserpfalz begeben, wo die Berathungen, zu denen Karl seine Anhänger berufen, stattfinden sollten.

Der Weg von der Kurie des Königs über die Gasse und über den freien Platz, der die Kathedrale umgab, war mit Sand und grünen Binsen bestreut; Bewaffnete hatten ihn besetzt, um das Volk abzuhalten, das die Gassen füllte, um den König und die Fürsten zu sehen. Es waren reisige Stadtknechte, welche diesen Dienst versahen, befehligt von einem Stadthauptmann, der in voller Rüstung sich dem Gefolge des Königs anschloß, als dieser aus seiner Wohnung hervortrat.

Als Karl IV. den freien Platz vor dem Dome erreicht hatte, fiel ihm eine Gruppe dunkel geharnischter Leute mit geschlossenem Visier auf, deren Helme ohne Wappenzierrathen waren, die also unerkannt bleiben zu wollen schienen. Sie mußten, das war auf den ersten Blick zu erkennen, eben erst in die Stadt eingeritten sein, denn sie trugen alle Spuren einer weiten Fahrt in dem Staub und Schmutz auf ihren Rüstungen an sich, ebenso ihre Pferde, die müde die Köpfe hangen ließen, und die von einzelnen von ihnen am Zügel gehalten wurden; denn die Reiter hatten die Sättel verlassen, um den abgematteten

Thieren eine Erleichterung zu verschaffen, und standen zu drei oder vier eifrig sprechend zusammen. Einer aus Ihrer Zahl, der ihr Anführer sein mußte, weil die Andern ihm ehrerbietig auswichen, so oft er ihnen nahe kam, ging langsam auf und ab und sprach mit einem jungen Menschen in Pagentracht, der einen weiten grauen Mantel über den Schultern hängen hatte.

Ein Kreis von Zuschauern hatte sich umher gestellt, musterte neugierig die Fremden und flüsterte sich seine Beobachtungen über sie zu. —

„Wer sind die Leute?" fragte König Karl den hinter ihm schreitenden Marschall.

„Herr, ich weiß es nicht — sie müssen so eben erst eingeritten sein."

„Das seh' ich auch," versetzte Karl. „Fragt sie!"

Der Marschall wollte den Befehl des Königs vollziehn, als der Stadthauptmann heran trat:

„Gnädigster König," sagte er, „sie wollen ihre Namen nicht angeben." —

„Und doch hat man sie ins Thor gelassen?"

„Herr, als man ihnen bedeutete, daß sie, ohne Rechenschaft zu geben, wer sie seien und woher sie kämen, von der Thorwache nicht in die Stadt gelassen würden, haben sie gesagt, sie gehörten zum Gefolge des Pfalzgrafen."

„Des Pfalzgrafen Rudolf?“

„So ist's, Herr.“

„Und was lungern sie hier?“

„Sie haben an mehrere Herbergen angeklopft, aber in keiner Aufnahme gefunden. Alle Häuser sind überfüllt.“

„Was reiten sie denn nicht in des Pfälzers Herberge ein, wenn sie zu ihm gehören?“

„Das ist, was ich Euch nicht erklären kann, gnädigster Herr — ich glaube, Sie haben in des Pfalzgrafen Herberge einen Boten gesendet, und lassen fragen, ob dort Raum für sie?“

„Also erwartet der Pfalzgraf sie nicht!“

„So scheint es — wenn Ihr befehlt, will ich Ihrem Anführer Euren Willen ausrichten, zu erfahren, wer sie sind.“

„Laß, laß, Mann, nichts davon!“ antwortete König Karl hastig und betrachtete stehen bleibend den Ritter und den Pagen, die auf ihrer langsamen Wanderung vor den Pferden auf und ab ihm jetzt nahe gekommen waren.

„Das ist seltsam!“ sagte er für sich hin — „dieser hübsche Page ist augenscheinlich ein verkleidetes Mädchen! — Also zu dem Pfälzer, sagst Du, wollen

sie gehören?" wandte er sich dann zu dem Stadthauptmann zurück.

„So haben sie angegeben, Herr!"

„Und sind doch augenscheinlich nicht von dem Pfalzgrafen erwartet, denn sie halten hier unter freiem Himmel" . . .

„So ist's, gnädigster König!"

Durch König Karls lebhaften und schnell kombinirenden Geist schoß ein Gedanke wie ein Lichtstrahl.

„Ich weiß Alles, mein bester Stadthauptmann, — nehmt Euch der Fremden an, treibt den Pöbel zurück, daß er sie nicht dränge — schafft Raum da vor uns" . . .

Der Stadthauptmann gehorchte und drängte alles Volk zurück, das den König umstand und ihn noch von den Fremden trennte.

Im nächsten Augenblick schritt der König vor, aber nicht auf seiner sandbestreuten Bahn zum Portal der Kathedrale weiter, sondern rasch dem Paare entgegen, das seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Dieses blieb jetzt, Aug' in Aug' mit dem nahenden Herrn, stehen; der Ritter schien, obwohl er den König an seinem Gewande und Gefolge erkennen mußte, doch zu vergessen, wer ihm nahe, denn er stand auf-

recht, die Hand ans Schwert legend, da; hinter dem Gitter seines Visiers her schien er ihn mit funkelnden Blicken zu betrachten; der Page neben ihm heftete große verwunderte Augen auf Karl, in deren Ausdruck sich etwas wie Furcht mischte.

Dieser Ausdruck verminderte sich nicht, als König Karl ihm eine zierliche Verbeugung machte und Niemand anders als ihn gerade anredete.

„Grüß Gott, mein feiner Gesell," sagte er mit dem gnädigsten Lächeln, das jemals auf seinen Zügen geglänzt hatte — „von wannen kommt Ihr?"

„Ich — Herr — von woher ich komme . . ." antwortete Margarethe, denn sie war der Page, den König Karl so huldvoll anredete, — und dabei stotterte sie und blickte scheu zu ihrem Begleiter auf, als ob sie von ihm Beistand bedürfe, um eine solche Frage beantworten zu können. Aber ihr Begleiter stand noch immer unbeweglich, den Böhmenkönig fixirend, da, und achtete des hilfesuchenden Blicks nicht, den Margarethe zu ihm emporsandte.

„Von woher Du kommst, verlangt mich zu wissen, edles Blut," fuhr König Karl fort.

„Von jenseits des Rheines, Herr," antwortete sie jetzt.

„Von jenseits des Rheines!" wiederholte Karl

mit schlauem Lächeln. „Blühen dort viel so rosiger Gesichter unter dem Birett eines Edelknechts? Hier zu Lande ist's bis auf diese Stunde nicht gesehen worden, solch holdes Antlitz unter einer Knabenmütze, und eine so zierliche Gestalt unter dem Wamms und Mantel eines Knappen! Darum dürft Ihr nicht zürnen, wenn die Vorübergehenden stehen bleiben oder gar Euch begrüßen, um Euch zu sagen, wie sehr sie Euch bewundern!"

Margarethe hatte ihre erste Schüchternheit über diesen Worten zu gutem Theil verloren und nur die hohe Röthe, womit sie bei der Anrede des Königs übergossen wurde, war geblieben. Mit der Anmuth, mit der sie solche Redensarten, wenn man sie ihr zollte, abzuweisen pflegte, und die zu viel Mädchenhaftes hatte, um Karl nicht zu beweisen, daß er sich keineswegs getäuscht, erwiederte sie lächelnd:

„Doch müssen die, welche dazu stehen bleiben, so überflüssige Dinge zu thun, gar viele Muße haben, Herr!"

„Kann man Besseres thun, als die Schönheit bewundern? Ob wir nun Muße haben oder nicht — die Schönheit fesselt uns überall."

„Hat man je erhört, daß ein Mann einem armen Junker so etwas gesagt hat?" fragte Margarethe.

„Nein, das hat man in der That nicht. Gott behüte, daß ich Euch darin widerspreche."

„Das versteh' ich nicht."

„So haben wir gleiches Schicksal. Ich versteh' auch Euch nicht, mein rosiger Knabe. Denn seht, wozu mögt Ihr hier unter freiem Himmel harren, bis lässige Diener Euch gemeldet haben, daß irgendwo das Thor einer Herberge Euch geöffnet werde? Braucht die Schönheit mit schüchternem Finger anzuklopfen? Kann sie nicht überall einziehn wie eine Königin? Ja, ja, wie eine Königin! — Befehlt, und König Karl bahnt Euch den Weg, wohin Ihr geführt sein wollt! Er würde glücklich sein, führte dieser Weg an keine andre Thüre, als an die seines eigenen Hauses!"

Und dabei streckte der König den Arm aus, als erwarte er, daß Margarethe ihre Hand darauf legen und sich von ihm führen lassen werde.

Margarethe sah jetzt noch einmal hilfeflehend zu ihrem Begleiter auf und trat ihm wie Schutz suchend näher.

„Herr," sagte in diesem Augenblick der Ritter, welcher bis jetzt schweigend neben dem verlegenen jungen Mädchen gestanden hatte — „Ihr vergeßt, daß dieser Edelknecht, an den Ihr soviel Huld verschwendet, der

Gefährte eines Andern ist und Euerer Führung nicht bedarf."

König Karl blickte forschend auf den Ritter mit dem geschlossenen Visier.

Dann nickte er ihm lächelnd zu.

„Recht so, Ihr braver Ehrenwächter! Ihr thut Eure Schuldigkeit und macht den Bullenbeißer, damit Niemand dem Juwel, das Ihr hütet, nahe kommt! Ich werde Euch Eurem Gebieter zu rühmen wissen. Und Ihr, mein zierlicher feiner Gesell, da ich sehe, daß nichts vermag, Euch die Rolle, die Ihr angenommen habt, ablegen zu machen — gehabt Euch wohl, bis zu der glücklichen Stunde, wo wir uns wiedersehen. Verzeiht, daß ich gewagt habe, aber nein, ich habe nichts gesagt — erinnert Euch, daß ich kein Wort gesagt habe, welches Euch erzürnen könnte, weil Zweifel an dem darin läge, was Ihr wollt, daß man glauben soll: so weit meine Bewunderung auch geht, meine Unterwürfigkeit unter Euren Willen geht noch weiter — geht so weit, daß ich mich trenne von Euch, weil ich sehe, Ihr wünscht das holde Spiel Eurer Einbildungskraft bis zum Ende durchzuführen!"

Damit verneigte sich König Karl so tief, wie es ein Troubadour nur je vor der Dame seines Herzens und seiner Gesänge gethan hat, und schelmisch lächelnd

trat er mit seinem Gefolge, das während dieses Gesprächs in gemessener Entfernung zurückgeblieben war, den Weg zum Dome wieder an.

Der Ritter mit dem geschlossenen Visier und Margarethe blickten sich, sobald Karl sich gewendet hatte, mit lachenden Augen an.

„Ist's wahr und wirklich, mein königlicher Herr?" flüsterte Margarethe.

König Günther nickte mit dem Kopfe.

„Das war der Lützelburger?"

„Er war's!"

„Wär' mir nicht so ernst zu Muth," sagte sie — „ich hätte gelacht über ihn — ihm ins Gesicht!"

„Ich glaube Dir's!"

„Was dachte, was wollte er? Seine Reden waren die eines Schalksnarren!"

„Der Himmel weiß — ich versteh' es nicht zu deuten," sagte Günther nachdenkend — „er hat Dich, armes Kind, für irgend eine Fürstin gehalten — vielleicht" . . .

„Was glaubt Ihr, Herr?"

„Wir haben uns am Thore als zum Gefolg des Pfalzgrafen gehörend genannt. Das ist ihm wohl hinterbracht worden. Da er nun unter Deinem Bubenwamms ein Mädchen erkannt hat, so — ja, ja,

so wird es sein — so hat er diese seltsame Erscheinung nach seinem Sinn gedeutet." —

„Das heißt?"

„Er hat Dich für des Pfalzgrafen Tochter gehalten. Er hat um sie geworben. Seine Eitelkeit hat ihm vorgespiegelt, Pfalzgräfin Anna habe die Stunde nicht abwarten können, wo sie ihm feierlich zugeführt werde, sie habe sich in eines Edelknechts Tracht geworfen und sei mit sicherem Geleite ihrem Vater gen Speier nachgezogen, um desto früher des Anblicks ihres zukünftigen Herrn froh zu werden!"

„Das ist eine Lösung des Räthsels — so wird es sein," sagte Margarethe.

So war es in der That, wenn auch die Erklärung von Karls Betragen nicht ganz damit gegeben war. Denn zu seinem Ruhme darf nicht verschwiegen werden, daß seine Eitelkeit nicht so großen Theil an seinem Schritte hatte, als Günther ihm zuschrieb. König Karl hatte Margarethe allerdings für Anna von der Pfalz gehalten. Aber ihre Erscheinung in so auffallender Verkleidung deutete er keineswegs als dem Drange eines verliebten Herzens zuzuschreiben; er glaubte vielmehr sie werde beabsichtigt haben, unerkannt den Freiwerber von Angesicht zu Angesicht zu sehen, bevor sie sich entschließe, ihm das Jawort

und ihre Hand zu geben. Darum hatte er sich beeilt, baldmöglichst einen günstigen Eindruck auf ihr Herz hervorzubringen . . . . ob ihm das gelungen, wußte er sich nicht mit völliger Sicherheit zu sagen, als er sie verließ, und nun rascheren Schrittes denn gewöhnlich der Kirche zuwandelte. Er mußte sich gestehen, daß man ihn doch eigentlich sehr wenig zuvorkommend und freundlich behandelt habe — und er war nicht ganz klar darüber, ob er mit aller einem römischen Könige geziemlichen Würde aus diesem kurzen Zwiegespräch geschieden.

Seine endliche Ansicht über diesen Punkt mochte sich nun entscheiden wie sie wollte — gewiß ist, daß König Karl auch eine größere Demüthigung sehr bald vergessen hätte, als er im königlichen Schmuck in seinem Stuhle auf dem Thron der Kathedrale thronte, und ein ehrwürdiger Domprälat in seinen goldgestickten Gewändern, umgeben von seinen Leviten und Akoluthen nahte, um vor ihm inzensirend das Weihrauchfaß zu schwenken.

Drittes Kapitel.

Im Reichstagssaal.

Ein großer Saal mit verblichenen Wandmalereien, mit zwei ungeheuren Kaminen, je einem an beiden Enden und mit einer Reihe Fenster, deren rundbogige Form auf das hohe Alter dieses Gebäudes hindeutete, war für die Sitzung der Reichsversammlung hergerichtet. Die Holzsäule, welche in der Mitte das Dach stützte, zeigte ebenfalls, daß man sich in einem Bauwerk befand, welches, von der Last seiner Jahre gedrückt, außerordentlicher Nachhilfe bedurft hatte, um sich in seiner alten Würde aufrecht zu erhalten — einer Würde, mit der es die Jahrhunderte freilich reich umkleidet hatten, denn es stammte aus den Zeiten der Römer, was die Substruktionen, der Karolinger, was den ältesten Theil des Oberbau's betraf. Die Salier hatten es vollendet, es war das Haus Konrads, seine Königspfalz gewesen. Aber in den weiten, dunklen, niederen Räumen war es kalt, feucht, unwohnlich geworden. Wo die großen Salier Platz gefunden, das stolze Haupt zu erheben, da glaubte der kleine Lützelburger überall mit dem Kopf an die Decke zu stoßen. Er hatte sich deßhalb für

die Zeit seines Aufenthalts in Speier eine andere Wohnung herrichten lassen, wie wir früher sahen.

Der große Saal der alten Pfalz aber diente zum Raum, wo die in Speier versammelten Fürsten und Abgesandten ihre Berathungen pflegen sollten. Der eine der mächtigen Kamine war mit Teppichen überhangen und vor ihm der Thronsessel des Königs aufgestellt worden. Die Mitte des Raums füllten einige Reihen Sessel, dahinter Reihen von Bänken, jene für die Fürsten und Prälaten, diese für die edlen Herren, Ritter und Bürger, welche als Abgeordnete der Reichsstädte gekommen, bestimmt. Im Hintergrunde zogen sich Steinbänke längs den Wänden hin. Hier war der Platz für diejenigen Herren aus dem Gefolge der Fürsten, welche diese als ihre Räthe oder Günstlinge mit sich in die Versammlung zu nehmen für gut fanden. Hier auch befand sich ein Tisch mit Schreibegeräthen und zwei Stühlen, bestimmt für des Königs Kanzlar und einen Notar, der für den nicht eben wahrscheinlichen Fall hier mit Pergament, Gänsekielen und Rohrfedern bereit war, daß etwas schriftlich zu fassen und zu dokumentiren gewesen wäre. Denn im ganzen war solch ein Reichstag ein ziemlich dissolutes Ding, das sich in mündlichen Besprechungen zwischen den Fürsten in ihren

Wohnungen hinspann, wo der Eine sich hinter den Andern steckte, der Eine kam, der Andere ging, wo man vom Hundertsten ins Tausendste sich verlor, nur nicht zu einem raschen und einmüthigen Entschluß gedieh. Und gerade so schwer wie es hielt, eine stattliche, und nur einigermaßen als des ganzen Reichskörpers Vertretung zu betrachtende Versammlung von Fürsten zu einem Reichstag zusammenzubringen, eben so schwer war es wieder, in der Stadt selbst, wo der Tag gehalten wurde, die Herren vom Reich zu einer Sitzung zusammen zu bringen. Oft war und blieb die Eröffnungssitzung die einzige und dann verlief und zerfaserte sich Alles, bis der letzte Reichsstand mit seinem Trosse zum Thore wieder hinaus heimwärts gezogen und einmal wieder ein ergebnißloser Reichstag gehalten worden war, die Dinge wieder standen, wo sie am Anfang gewesen!

Heute war wenigstens um den Thron Karls IV. eine ansehnliche Zahl Herren versammelt, die durch die Macht ihres Hauses, die Zahl ihrer Vasallen, die Ausdehnung ihrer Besitzungen von sich sagen konnten, daß sie wenigstens ein gutes Stück der Gesammtmasse des Reichs hinter sich hatten. Wir haben oben ihre Namen genannt. In dem Saal der alten Pfalz waren sie in ihrem reichsten Fürstenschmuck; in

farbenreichen, mit köstlichen Pelzen verbrämten Gewändern, mit goldenen Ketten und goldenen Wehrgehängen, mit kunstreich gearbeiteten Waffen, mit wallendem Federschmuck der Hauptbedeckungen, in Scharlach und in Sammt. In zweiter Reihe hinter ihnen drängten sich die dunkleren Gestalten der Städter und Patrizier, meist in langen Tuch- oder Sammt-Schauben, dem Kaftan ähnlichen langen Rock, den im Mittelalter alles trug, was wohlhabend und angesehen und doch nicht auf das Leben im Felde und im Sattel angewiesen war, wie die Ritter und Fürsten. Dietrich Kagelwidt hatte dem Kreise der Versammelten, nachdem der König ihn begrüßt, ein lateinisches Elaborat vorgelesen, worin die Punkte enthalten waren, welche die Gegenstände der Berathungen werden sollten, oder die Wünsche bildeten, die der König an seine Getreuen richtete. Da ein großer Theil der Zuhörer wegen Unkenntniß des Lateinischen unempfänglich war für die klassische Eloquenz des diplomatischen Mönchs, so begann Dietrich gleich darauf, nachdem er geendet, seinen Vortrag in deutscher Rede zu erläutern. Dabei aber verlor König Karl in seiner Lebhaftigkeit die Geduld, wie eine Heiligenstatue auf seinem erhabenen Sessel zu thronen und das steinerne Bild römischkaiserlicher Würde

und Hoheit darzustellen; er stieg die Stufen des Thrones nieder, um mit dem alten Erzbischof Balduin von Trier in einer Fensterbrüstung zu plaudern. — Dietrich wurde gleich am Anfang seines Vortrags unterbrochen. Der Kanzler sprach von den Kriegsrüstungen wider Günther, den Summen, welche der König dazu bedürfe, und wie er sie vertheilt wünsche. Dabei erwähnte er des Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

An dieser Stelle fiel ihm der Pfalzgraf Rudolf ins Wort.

„Erlaubt, Herr Kanzlar, daß ich Euch bitte, in meiner Gegenwart des Markgrafen von Brandenburg, den Ihr da nennt, nicht zu erwähnen. Dabei kocht denn doch mein gut wittelsbachisch Blut auf, trotz aller Geduld, an die in den jetzigen Zeitläuften ein deutscher Reichsfürst sich hat gewöhnen müssen. Die Mark gehört meinem Hause, und meines Vetters Ludwig Recht darauf ist so klar wie die Sonne!“

Dietrich blickte den Pfalzgrafen mit einem Ausdruck von Verwunderung an, als habe ihm dieser etwas so durchaus Neues, Unerhörtes gesagt, wie etwa: die Erde sei flüssig und das Wasser fest!

„Die Mark?!“ hub er dann nach einer Pause staunenden Schweigens an — „Herr Pfalzgraf, mit

Verlaub — daß Markgraf Waldemar aus dem gelobten Lande heimgekehrt ist und mit Fug und Recht sich wieder seines Landes angenommen, bezweifelt heute Niemand mehr, der" —

„Der so gefällig ist, sich von Euch das Mährchen aufbinden zu lassen. Wer aber Euren Müller Jakob Rehbock kennt, den die Askanier und der Erzbischof von Magdeburg als Markgrafen verkleidet haben, um den Strohmann wider meinen Vetter zu gebrauchen, weiß, was er davon zu halten hat, und läßt sich weder durch des Müllers fürstlichen Hofhalt und Pracht, noch auch durch die feierliche Belehnung blenden, so Euer königlicher Herr ihm im Lager vor Heinrichsdorf mit allem Pompe ertheilt hat — um uns von der Pfalz und die Vettern von Bayern zu kränken. Darum, Herr Kanzlar, müht Euch nicht länger, diese verwunderte Miene auf Eurem Gesicht festzuhalten" —

„Wir wollen heute hier darüber nicht streiten, Herr Pfalzgraf," fiel der Kanzler ein — „aber" . . .

„Ganz und völlig auch meine Meinung," unterbrach der Pfalzgraf — „und deßhalb ja, um den Streit nicht zu wecken, bitte ich Euch gerade, des Müllers, den Ihr Markgrafen von Brandenburg scheltet, hier nicht weiter zu erwähnen."

„Ich hatte die Ehre, die Eröffnungen vorzutragen, welche nicht ich, sondern mein königlicher Gebieter durch meinen Mund den hohen und erlauchten, hier versammelten Fürsten und Herren machen läßt!" schloß Dietrich diese Debatte mit einem würdevollen Nachdruck.

König Karl hatte, während er in der Fensterbrüstung mit seinem Großohm von Trier sprach, doch aufmerksam diese Zwischenrede verfolgt. Als er jetzt sah, daß der Pfalzgraf mit verächtlichem Schulterzucken sich in seinen Sessel zurückwarf und dazu ein Gesicht machte, als verlohne es nicht der Mühe, noch eine Sylbe an den Kanzler über solche Angelegenheit zu verschwenden, schien er besorgt geworden, daß der eben neu gewonnene Bundesgenosse sich in seinem Stolz verletzt fühlte und, durch Dietrichs Sprache gereizt, wieder abtrünnig werde. Er nickte deßhalb jetzt mit einem eigenthümlich schlauen Gesicht aus seiner Fensterecke dem zukünftigen Schwiegervater zu, als wolle er sagen: Wir werden uns schon verstehen und über einen Rehbock, sei er nun ein Müller oder ein Markgraf, nicht in Hader gerathen!

In diesem Augenblick und gerade als der Kanzler in seinem unterbrochenen Vortrage fortfahren

wollte, trat der Marschall des Königs in den Saal; eilfertig, mit Zügen, auf denen sich eine gewisse Unsicherheit ausdrückte, zu wem von den Anwesenden in der großen Halle er die Schritte lenken sollte, die er doch so hastig und wie von der überraschendsten Botschaft beflügelt machte. Er hatte offenbar als sein Ziel zuerst den Kanzler ins Auge gefaßt, aber da er diesen auf den Thronstufen stehend in einem Vortrag begriffen sah, blickte er suchend nach einem Andern um, an den er sich mit seiner Angelegenheit wenden dürfe, während aus den Reihen der Fürsten unmuthige Blicke den Störer der feierlichen Versammlung empfingen.

Auch Karl beugte sich aus seiner Fensterecke nach dem von unten Heraufkommenden vor — er machte, als er seines Marschalls betroffenes und bewegtes Gesicht sah, einen Wink mit der Hand, der des Mannes Unsicherheit, an wen er sich zu wenden habe, ein Ende setzte. —

„Was ist's? Was kommst Du — was störst Du?" fragte der König halblaut hastig.

„Mit Verlaub, gnädigster König — befehlt mir, was ich thun soll — es verlangt ein Fürst des Reichs Eintritt in den Saal!"

„So laß ihn ein!"

„Aber Herr, ich kenne ihn nicht, er will weder Namen noch Heerschild angeben, er trägt das Visier geschlossen, er führt Gewappnete mit sich, während doch Niemand in voller Wehr und Waffen" . . .

„Bei der heiligen Jungfrau, wer ist denn der Kauz?" fragte der König etwas erschrocken.

„Das ist's eben, was ich nicht weiß; und als ich ihm vorstellte, daß ich ihn nicht eintreten lassen dürfe, daß ich mit meinem Kopfe verantwortlich sei für die Sicherheit und Ruhe im Reichspalast, machte er zuerst Miene, die Leute Eurer Leibwache, welche ihm im Wege standen, gewaltsam bei Seite zu schieben — darauf, wie sich besinnend, sprach er: ‚So geht und verlangt da oben von denen, deren Befehlen Ihr gehorcht, Einlaß für einen Herrn aus dem Thüringerland — für einen Herrn, den Euer König geladen, zum Reichstag zu kommen, obwohl er sich solcher huldvoller Ladung nun und nimmermehr versehen.'"

„Was sagst Du da, Marschall?" fuhr der König die Farbe wechselnd seinen Diener an.

„Was er mir auftrug zu melden, sag' ich, gnädigster Herr; es waren seine Worte ‚den Euer König geladen, obwohl er sich solcher huldvollen Ladung nimmermehr versehen — so sprecht,' setzte

er hinzu, „und man wird dann schon wissen, wer Einlaß begehrt.“

„So laßt ihn auch augenblicklich ein,“ fuhr hier der Erzbischof Balduin von Trier, der Zeuge dieser kurzen Zwiesprache gewesen, dazwischen.

„Mit seinem gewaffneten Gefolge, befehlt Ihr...?“

„Augenblicklich!“ rief der Erzbischof herrisch, ohne auf des Marschalls Rede zu hören, noch auch den Entschluß des Königs abzuwarten.

Der Marschall schritt eilig von dannen.

König Karl hatte die Hand nach der Mauer der Fensterbrüstung ausgestreckt, wie um einen äußeren Halt zu suchen, daß diese Nachricht ihn nicht niederwerfe.

„Das ist“ sagte er, „Niemand anders als ...“

„Günther von Schwarzburg!“ flüsterte Balduin von Trier.

„Wer wäre darauf gefaßt gewesen!“

„Dieß scheint mir ein glücklicher Tag für Euch und unser Haus werden zu sollen,“ sagte der Erzbischof.

„Er kommt — er ist hier — hat je ein Gegner rückhaltsloser die Waffen gestreckt,“ rief der König aus, und eilte davon, zuerst in der Richtung, in welcher der Marschall sich entfernt hatte, dem untern

Ende des Saales zu — es war, als wolle Karl in seiner Freude dem Feinde, der selbst als Bote der Versöhnung komme, entgegeneilen — dann aber wandte er sich wie in rascher Besinnung zu seinem Throne, um hier erst die weitere Entwicklung der bevorstehenden Szene abzuwarten.

Als er auf dem Wege zu seinem Hochsitz die Nähe Dietrichs erreicht hatte, flüsterte er ihm hastig zu:

„Der Schwarzburger!"

„Wer?!" fragte Dietrich Kagelwidt erblassend.

„Der Schwarzburger ist da!"

Das Schriftstück, welches der Kanzler hielt, entsank beinahe seinen Händen bei dieser unbegreiflichen Botschaft. —

In demselben Augenblick füllte sich das untere Ende des Saals mit einer Gruppe von Männern, die geräuschvoll, waffenklirrend durch die Mitte heraufschritten.

Bei ihrem Anblick wechselte König Karl noch einmal die Farbe seines bis zu diesem Augenblick von der Freude hochgerötheten Gesichts.

In dem vordersten der heranschreitenden Männer erkannte er denselben Ritter, vor dem er, galante Redensarten an einen Edelknaben oder was es

gewesen verschwendend, auf seinem Gange zur Messe gestanden hatte.

Er sah jetzt, wie bitter er sich damals getäuscht, und es durchzuckte ihn ein Gefühl tiefer Beschämung über die Rolle, welche er in den Augen seines Gegners gespielt hatte.

König Günther trat mit aufgeschlagenem Visier in die Versammlung: ein kühner, beinahe übermüthiger Ausdruck lag auf seinen männlichen, kräftigen Zügen.

„Günther von Schwarzburg!" rief es durch die Reihen der Fürsten und Anwesenden. Alle waren von ihren Sesseln aufgesprungen.

„Graf Günther — Graf Günther von Schwarzburg!" rief ihm jetzt der König mit zitternder bewegter Stimme entgegen. „Welcher Gast in unsrer Pfalz! Willkommen — wahrlich, nie hat mein Mund freudiger Willkommen gerufen — nie im Leben wird er es je wieder so freudig rufen!"

„Herr, Maaß, Maaß!" flüsterte der Kanzler aus seiner geängstigten Brust seinem Gebieter zu.

„Ihr kommt," fuhr König Karl fort, „Euren Platz und Rang unter den Fürsten des Reichs zu nehmen — wahrlich nicht der letzte von ihnen, so oft sie sich um ihres Königs Thron schaaren! —

Gesegnet sei Euer Kommen. Ihr laßt wie ein aufrichtiger deutscher Mann Ansprüche fallen, von denen Ihr einsahet, daß sie mit Eurem eigenen Glück und mit der Ruhe, dem Frieden, der Eintracht des Vaterlandes gleich unverträglich waren. — Ihr bietet rückhaltslos und ohne viel zu feilschen und zu bedingen Eurem Könige die Hand — die Hand, die er voll Freude, mit warmem Herzen und mit bewegtem Gemüth ergreift, weil er weiß, daß sie von nun an für ihn eine treue Freundeshand sein wird."

Und damit streckte König Karl von seinem Thronsessel niedersteigend Günther von Schwarzburg die Rechte entgegen.

Dieser nahm sie nicht an.

„Herr König von Böhmen," sprach er, und seine volle festtönende Stimme erfüllte den weiten Saal bis in die fernste Ecke, — „ich danke Euch für Euren warmen Willkommengruß. Ihr sprecht mit Recht, daß ich gekommen bin, wie ein deutscher Mann, der seinem Gegner Aug' in Aug' zu blicken sucht, und der Span und Zwist mit freier, offener Rede zu schlichten liebt, bevor er zum Schwerte greift. Wir haben uns beide des deutschen Reiches und Volkes angenommen, Herr König von Böhmen. So haben wir beide, unser R e c h t möge nun sein, welches es

wolle, jedenfalls gleiche Pflichten gegen das Reich. Da mein' ich denn, die erste dieser Pflichten wäre die, daß wir Alles aufwendeten, dem Reiche eines langen und verderblichen Krieges Noth, Bedrängniß und Elend zu ersparen. Und so komme ich, da wo die Fürsten meines Reiches tagen, das Wort zu nehmen und zu versuchen, was das Wort vermag, um uns friedlich zu verständigen. Und das Wort vermag viel, ich weiß es, wenn man sich nicht aus böser Halsstarrigkeit wider dasselbe steift, sondern den eignen Vortheil hintansetzt; wenn man groß genug ist, zu vergessen, ob das Wort uns schmeichelt oder beschämt, und nur ins Auge faßt, ob das Gesprochene wahr ist und ob es Recht! Solche Hörer aber, sollte ich sie nicht hier finden, wo so viel edle Namen versammelt sind, aus allen Gauen des weiten Reiches, zum Theil von seinen fernsten Marken hergekommen, also Mühseligkeit und Ungemach nicht scheuend, um zum Besten des Ganzen zu rathen so viel sie vermögen? hier, wo ich in Gesichter blicke, die ich kenne als die von Männern," — der König Günther blickte bei diesen Worten in das Antlitz des Grafen Rudolf von der Pfalz — „deren Treue gegen den römischen König, ihren Lehnsherrn, von dem sie ihre Lande als Fahnenlehn empfingen, unerschütterlich ist; wohin so

viel Gemeinwesen ihre weisen und fürsichtigen Vertreter gesendet haben, die wissen, daß sie groß und mächtig geworden sind durch Treue gegen das Recht und das Reich; wo deutsche Männer tagen, die ihren Stolz darin setzen, daß der deutsche Name von Gott berufen ist, durch die Kaiser, die Nachfolger der Imperatoren und Cäsaren, der Welt zu gebieten, nicht aber bestimmt, von Fremden gelenkt und ausgebeutet zu werden, die ihm aus Welschland Befehle und in das Kleid der Scheinheiligkeit gehüllte Regierer senden!"

König Karl war während dieser Worte in eine schwer zu beschreibende Gemüthsbewegung gerathen.

Es war ihm hinlänglich klar geworden, daß er dem Erscheinen Günthers eine ganz falsche Auslegung gegeben hatte.

Aber wenn Günther von Schwarzburg nicht kam, um offen und rückhaltlos seine Ansprüche aufzugeben und dem Nebenbuhler die Hand zum Frieden zu bieten — wozu kam er dann? Zu einem Wortgefecht? Was sollte er davon hoffen? Sollte er dazu sich inmitten seiner Gegner begeben? der Gefahr, in die Hände seiner Feinde zu fallen, tollkühn trotzen? Nein, nein, unmöglich — und deßhalb erfüllte dieß Auftreten Günthers den König Karl jetzt plötzlich mit einem unsäglichen Schrecken. Der Mann,

der hier so trotzig stolz vor ihn trat, sprach sicherlich nicht wie ein Gebieter zu den Vornehmsten der Fürsten, zu einer von zahlreichen Reisigen, Rittern, Söldnern, Leibwachen geschützten Versammlung, wenn er nicht einen sichern Rückhalt hatte, — es war eine Ueberrumpelung, ein klug vorbereiteter Schlag, der ihn, König Karl und seine ganze Partei mit einem Male verderben sollte; — rings um die Mauern der Stadt Speier lagerten mächtige Heerschaaren; noch waren sie versteckt und verborgen in den Wäldern, in den Thalschluchten rings umher, aber ein Zeichen, ein Hörner-Signal — und sie brachen hervor, — schon in diesem Augenblick drängten sie vielleicht, unabsehbar, Speer an Speer gereiht, gegen die lässig gehüteten Thore heran. — König Karl hörte im Geiste ihren Schlachtruf, ihr Getöse, ihren Siegesschrei, — er schrack zusammen und von seinem Hochsitz, den er eben wieder eingenommen hatte, die ersten Stufen herunterfahrend, legte er seine Hand wie Schutz suchend auf die Schulter des unter ihm stehenden Kanzlers Dietrich Kagelwidt.

Dietrich Kagelwidt seinerseits aber theilte die Gemüthsbewegung seines Gebieters in keiner Weise; er starrte noch immer den König Günther an, als blickte er auf eine Erscheinung aus der andern Welt,

und Staunen über ein ganz unentwirrbares Räthsel erfüllte ihn noch immer so, daß jeder andre Gedanke daneben keinen Platz hatte.

„So mein' ich denn," war Günther von Schwarzburg unterdeß fortgefahren, „nicht Ihr allein, Herr König von Böhmen, werdet mich hier willkommen heißen, sondern alle diese Männer werden es thun: denn daß ich unter sie trete, — was kann es für sie ehrenvolleres geben, als das Vertrauen, welches ich ihnen damit zeige? das Vertrauen, daß es vor edlen Gemüthern, vor klar und gerade denkenden Männern nur des einfach klaren, offenen Wortes bedarf, um zur friedlichen Verständigung mit ihnen zu kommen. Die Sache zwischen uns, König Karl, ist ja einfach und unverwickelt. Im Reiche herrschte Kaiser Ludwig, mein Vorfahr in der Krone. Da wählten einige Herren, die sich der Kur anmaßten, Euch zum deutschen Könige. Weil aber der alte Kaiser noch lebte und von Gottes und Rechtswegen Kaiser war und als Kaiser schaltete — was ist klarer, als daß Eure Wahl nichtig, inhaltlos und widersinnig?

„Der Kaiser starb. Andere Fürsten wählten mich zum Nachfolger, zum deutschen König. Ich drängte mich nicht zu dem schweren Amt, an Gottes Statt

auf Erden das Schwert der Gerechtigkeit zu halten; gebeten, beschworen habe ich sie, auf würdigere Schultern diese Last zu legen. Sie aber sagten: wir wissen keinen Würdigeren und Deine Pflicht ist es, Dich dem Rufe Gottes, der an Dich ergeht, nicht zu entziehen. Da, Herr König Karl, ließ ich die Fürsten theure und heilige Eide schwören, daß sie nicht weichen und nicht wanken würden in ihrer Treue gegen mich. Sie aber schworen es und dann nahm ich die Wahl an, und bin der deutsche König!

„Nun seht: Wir alle hier wollen des Reiches Wohl und Bestes: wir wollen seine Eintracht, seine Einheit, seinen Frieden. Da aber ich den Eid der Fürsten habe, die mich kürten, woher soll der Friede kommen? Sie können nicht zurück. Werden deutsche Fürsten Meineidige werden? Ich richte die Frage an Euch, Herr Pfalzgraf Rudolf! Ist es möglich, daß ein deutscher Fürst seine Eide mit Füßen tritt? Daß er vor allem Volk, vor der Welt, vor den Augen Gottes dasteht, als ein Nichtswürdiger? Nein, nimmermehr, das ist nicht möglich, und deßhalb, Karl von Böhmen, kann es keinen Vergleich zwischen uns, kein Ende unseres Haders, keine Ruhe geben für das deutsche Volk, auf dem die Hand des Herrn alle diese Zeit her so schwer gelegen hat, als wenn Du,

Karl von Lützelburg, der angemaßten Krone Dich abthust, und freiwillig entsagst auf eine Würde, welche Du wider Dein Gewissen angenommen hast, wider das Recht festhältst, aber welche Du nicht behaupten kannst!"

Je länger Günther geredet, desto klarer war es König Karl geworden, daß sein Gegner nicht eine solche Sprache wider ihn führen würde, wenn er nicht auf einen Hinterhalt trotzte, der ihn berechtigte, hier wie ein Gebieter aufzutreten. Seine Augen irrten nach den Eingängen des Saales, als ob er dort jeden Augenblick die Boten mit der Schreckensnachricht, daß ganz Speier von Feinden umringt sei, hereinstürzend erwarte. Zugleich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß es nur ein Mittel gebe, in solchem Falle sich sicher zu stellen. Er mußte rasch, augenblicklich, so lange es noch Zeit war, so lange die Fürsten, die ihn umgaben, noch nicht durch diese Reden Günthers wankend gemacht waren oder Verhandlungen mit dem letzteren begannen, sich der Person Günthers bemächtigen. War sie in seinen Händen, so hatte er jedenfalls ein Unterpfand, in dessen Besitz er die Bedingungen machte. Deßhalb fuhr er jetzt plötzlich wie elektrisirt auf.

„Marschall," rief er mit lautester Stimme, „Mar-

schall, nehmt diesen Mann gefangen — nehmt ihn gefangen, schlagt ihn in Eisen — er höhnt den römischen König auf seinem Throne — wozu habt Ihr Eure Schwerter, Ihr Böhmen, nehmt ihn gefangen!"

Die böhmischen Leibwächter und Ritter, die zu den Seiten des Thronsitzes standen, drangen augenblicklich auf diesen Ruf mit ihren entblößten Wehren gegen Günther vor; dieser riß sein Schwert aus der Scheide; das Häuflein seiner Begleiter folgte seinem Beispiel und drängte sich als eine Schutzwehr um ihn.

Ein unbeschreiblicher Aufruhr entstand im Saale.

Die Stimme Günthers übertönte wie ein rollender Donnerton das Getöse.

„Karl von Böhmen!" rief er aus — „ehrt Ihr so das freie Geleit zum Reichstag?! Schmach und Schande über den, der mich anrührt!"

Dabei blitzte sein Schwert auf, daß die andringende Masse vor dem gefürchteten Kämpfer zurückwich.

Aber Karl von Böhmen ließ sich nicht irremachen durch den Ruf Günthers.

„Werft ihn nieder, bestrickt ihn!" herrschte er einmal über das andre seinen Trabanten zu und drang selbst mehrere Schritte gegen Günther vor.

Seine Leibwächter und Ritter gehorchten, sie über-

wältigten Günthers Begleiter, dieser schien unrettbar verloren. . . . In diesem Augenblick trat abwehrend dem Könige Karl eine Gestalt entgegen, die sich aus dem Günther umdrängenden und eben auseinander gesprengten Haufen seiner Getreuen dem Böhmenkönige in den Weg warf, und zugleich mit den beiden ausgestreckten Armen die Schwerter aufhielt, die sich feindlich gegen die Brust Günthers richteten.

Es war der Edelknecht, an den König Karl vor dem Kirchgange so viel bezaubernder Huld verschwendet hatte, es war Margareth.

„Um Gotteswillen, Herr, weicht zurück, weicht zurück, es ist Euer Aller Tod!" — rief sie dem Böhmenkönige zu — „Günther von Schwarzburg ist ein sterbender Mann und weil er das weiß, that er diesen tollkühnen Schritt — Ihr kennt die Seuche, die in Frankfurt wüthet — er ist von ihr befallen, rührt ihn nicht an, er hat die Pest!"

„Die Pest!" — Karl fuhr erblassend zurück und seine Bewaffneten schienen nicht minder von dem magischen Schrecken dieses Wortes ergriffen; die Schwerter senkten sich, im Augenblick war ein weiter Kreis um Günther und sein Gefolge frei.

Dieser nahm eben so rasch seinen Vortheil wahr. „Da Du ohne Treu und Glauben bist und heiligste

Gesetze mit Füßen trittst, statt ihr Wächter zu sein, Karl von Lützelburg," rief er mit trotziger Stimme aus, „so habe ich Dir nichts mehr zu sagen — wir sehen uns an anderer Stelle wieder!"

Und damit wandte Günther von Schwarzburg stolz der Versammlung den Rücken und schritt langsam, ruhig mit den Seinen zum Saale hinaus.

„Eilt ihm nach — es ist eine Lüge!" rief Karl von Böhmen in demselben Augenblick, in welchem sein Gegner den Raum verließ — aber es schien, als ob seine Trabanten und Diener noch unter dem Eindrucke des Schreckenswortes, das sie gelähmt hatte, starr seien. Zugleich trat der Pfalzgraf Rudolf vor.

„Herr König," sagte er, „mich dünkt, Ihr thut besser daran, laßt Ihr den Schwarzburger wieder heim reiten wie er gekommen ist. Ihr habt ihn zum Reichstage geladen, er ist der Reichsfürsten einer wie wir Alle es sind, und Ihr habt kein Recht, an dieser Stelle Hand an ihn zu legen."

„Laßt ihn ruhig heimwärts ziehen — Ihr habt von diesem Manne wenig zu befahren!" flüsterte Erzbischof Balduin von Trier dem Könige zu.

„Oder Alles!" sagte Dietrich Kagelwidt still für sich.

König Karl wischte sich den Schweiß von seiner blassen Stirne.

„Es war aber doch eine Lüge," sagte er — „wie hätte sonst sein Gefolge sich so furchtlos um ihn gedrängt. Der Mann sah nicht aus, als ob er an Siechthum litte. Es war eine Lüge, mir ins Gesicht" . . . .

„Freilich war es das!" lachte der alte Erzbischof, „Ihr könnt ganz ruhig sein, Herr Neffe, die Furcht vor der Ansteckung könnt Ihr fahren lassen!"

Der König von Böhmen war in einer Aufregung, wie er sie noch nie in seinem Leben empfunden; der Zorn über das, was ihm geboten worden, die Empörung über die Seinen, die sich hatten täuschen lassen von einer so groben List — die Wuth über die Fürsten, die seinen Zorn nicht theilten, sondern Miene zu machen schienen, ihm Widerstand zu leisten, wenn er noch jetzt Befehle geben würde, den abziehenden Schwarzburger zu verfolgen — alles das kochte in ihm, und nachdem er seinen Aerger in einigen böhmischen Worten ausgesprudelt hatte, die er an sein persönliches Gefolge richtete, um es wegen seiner Lässigkeit zu schelten, winkte er seinen Kanzler herrisch mit der Hand herbei.

„Verhandelt und berathet ohne mich," sagte er

— „wenn meine Befehle hier nicht mehr gelten — wozu bedarf man dann des Königs!“

Und damit verschwand König Karl, gefolgt von seinen Rittern und Trabanten, rasch, ohne die Versammlung zu grüßen, durch die nächste, dem Throne zur Seite liegende Thüre aus dem Reichstagssaale. —

Viertes Kapitel.

Die Heimkehr.

Günther von Schwarzburg hatte unterdeß ruhig und unangefochten den alten Kaiserpalast verlassen.

Draußen auf dem freien Platze, der das altergraue ehrwürdige Gebäude von den nächsten Häusern schied, harrten die Pferde, von einigen Dienern gehalten, während der größere Theil seines Gefolges ihn in das Innere begleitet hatte. Der letztere flog jetzt mit großer Eile in die Bügel, auch Margarethe schwang sich mit einer Raschheit in den Sattel ihres Saumrosses, als habe sie von Kindesbeinen auf von den Lehrstunden des Ritters von Honegg Vortheil gezogen. — Günther von Schwarzburg aber beschritt mit der vollkommensten Seelenruhe sein Streitroß und

dann ritt er in lässigem Schritt, das Visier aufgeschlagen, durch die Gassen dem Thore zu.

Er sprach kein Wort. Seine Miene blickte düster, so daß Niemand seines Gefolges, wie oft auch alle die Köpfe rückwärts wandten, um zu schauen, ob keine Verfolger hinter ihnen sichtbar würden — ihn zu bitten wagte, durch ein Paar Sporenhiebe die Bewegung seines Thieres zu beschleunigen.

In der That hatte sich ein tiefer Mißmuth seiner Seele bemächtigt. Er mußte sich gestehen, daß sein kühnes Unternehmen ohne alle Folge geblieben, daß er es nicht einmal zu dem gebracht, was er beabsichtigt hatte — eine freie Sprache und Rathschlagung von Mund zu Mund mit den Männern, von deren Entschlüssen es zunächst abhing, wie sich das Schicksal des Reiches wenden würde. Er war in der Stimmung eines Mannes, der vor öffentlicher Versammlung zu reden gekommen ist und der nach seinen ersten Worten unterbrochen, von der Rednerbühne getrieben wurde. Es gibt nichts demüthigenderes auf der Welt. Alles was er hatte sagen wollen und nicht hat aussprechen können, liegt mit der Schwere einer lastenden Sorge auf dem Herzen eines solchen Mannes; und ebenso thut dieß jedes Wort, welches er ausgesprochen hat. Denn da ihm

keine Erklärung und keine Entwicklung der gesprochenen Worte vergönnt wurde, so hat er das Gefühl, mit seinen Sätzen, denen die Nachsätze fehlen, unverstanden geblieben oder verwirrt, flach und albern erschienen zu sein.

Etwas von diesem Gefühl peinigte auch Günther. Unverstanden konnte er freilich nicht geblieben sein, denn er hatte sehr rund heraus und offenherzig seine Meinung gesagt. Aber er sagte sich, daß die Bedeutung und Absicht seines ganzen Schritts unverstanden bleiben werde, daß man diesen auslegen müsse als eine Thorheit, als etwas, wodurch sein klarer männlicher Verstand in Frage gestellt war. Er fürchtete eine Auslegung, die ihn dem Spotte bloßstellte. Wie ein fahrender Ritter, fürchtete er müsse er denen erscheinen, welche von diesem seinem Ritt gen Speier hören würden; und wer würde nicht davon hören in allen deutschen Gauen? Und wie, fragte er sich, würden Karls Freunde dann seinen Entschluß, der so viel des Seltsamen und Unerklärlichen hatte, dem man eine für ihn so kränkende Auslegung geben konnte, ausbeuten!

Aber bald nachher, nachdem man das Thor der Stadt, auch hier unaufgehalten, — denn die Thorwache glaubte ja zu wissen, daß sie einen Theil des Gefol-

ges vom Pfalzgrafen Rudolf vor sich habe — hinter sich hatte und die Rosse nun zu einem gestreckten Trabe ausgriffen, schüttelte König Günther die mißmuthigen, quälenden Gedanken von sich.

„Ich habe gethan, was ich gekonnt!“ sagte er sich. „Daß es vergebens, ist nicht meine Schuld! Gott besser's. Der Richter zwischen ihnen und mir sei nun das Schwert. Damit muß ich zufrieden sein — mit solchem Richter. Parteiisch für den Böhmen und wider mich ist er sicherlich nicht!“

„He da, wo ist mein Edelknecht?“ rief er dann mit seiner helltönenden Stimme über die rasselnde Schaar dahin — „ich seh' ihn nicht — ah hinter uns, und der Ritter von Honegg gibt ihm sorglich das Geleit — sie sind gute Freunde geworden, scheint's!“

Mit diesen Worten hielt der König den Trab seines Pferdes ein wenig an, um Margarethen, welche allerdings eine gute Strecke zurückgeblieben war, Zeit zu lassen, an seine Seite zu gelangen..

„Mein wackrer Ritter Honegg und Ihr andern Alle — ich denke, Ihr habt nicht gesäumt, diesem Muster von einem Edelknecht Euren Dank zu sagen. Denn wahrhaftig, wäre er nicht gewesen, so wäret Ihr sammt und sonders in diesem Augenblicke längst

von den böhmischen Eisen kalt gemacht und, denn lebend hätten sie mich nicht gebunden, der römische König obendrein. Du hast uns zwar arg in schlechten Leumund gebracht, mein feiner Bursche — Du hast uns — pfui! — die Pest angehext; aber es soll Dir um der guten Absicht willen vergessen und vergeben sein — schon um der herzergötzenden Miene willen, die der Böhmenkönig bei dem Worte machte."

„Ja Herr, es war, als ob ein Donnerschlag zwischen sie gefahren," lachte der Ritter von Honegg auf, „und ich rath' Euch, wenn Ihr's mir vergönnt, falls wir einmal wider den Böhmen zu Felde ziehen..."

„Dieser Fall könnte allerdings eintreten!" sagte Günther.

„Dann, Herr, laßt eine schöne neue Fahne machen und einen kunstgeübten Schilderer stellt an, der Euch das Bild der Pest darauf malt, daß man's eine Viertelstunde weit erkennt."

„Die Pestjungfrau meinst Du — ja, ja, die Böhmen kennen das, sie werden schon in den Ammenstuben damit erschreckt — sie trägt ein weißes Todtengewand und langes fliegendes Haar die Pestjungfrau, in der Hand hat sie ein rothes Tuch; so fährt sie mit mächtigem Brausen vom Winde getragen über die Fluren und Dörfer dahin" . . .

„Ja, Herr, so laßt sie auf die Fahne malen, die wir dem Böhmen zeigen werden; obwohl was ‚Pestjungfrau' angeht, ich jetzt mein Lebstage mir ein ganz anderes Bild darunter machen werde!"

Mit diesen Worten blickte der wackere Ritter lachend Margarethe an, deren Geschlecht ihm so wie ihren andern Reisebegleitern längst kein Geheimniß mehr war.

„Siehst Du, mein Edelknecht," sagte Günther — „so hast Du für all Deinen Heldenmuth, für Deine ganze List, die uns gerettet hat, nichts anderes als den Spott!"

„Den will ich gerne tragen, ich will gerne mein Lebenlang die ‚Pestjungfrau' heißen," versetzte Margarethe erröthend, „wenn ich weiß, daß Ihr mir mein keckes Wort nicht verübelt habt, Herr!"

„Verübelt — den Einfall, der uns das Leben rettete — ei, bei Leibe, Kind, Du hast Großes gethan, und ich werde es Dir nimmermehr vergessen! Du warst mit Deinem Einfall mehr für mich werth, als hundert Reisige, die mich umstanden hätten!"

„Dann macht Ihr mich stolz, Herr," versetzte Margarethe noch höher erröthend als sie bereits war — „obwohl freilich ich Unrecht hätte, so stolz zu werden — denn die Fürsten und Herren, welche den Saal

füllten, hätten sicherlich nicht zugegeben, daß die Böhmen Euch getödtet" . . .

„Wenn ich nicht längst todt gewesen wäre, bis die Fürsten und Herren unter sich eins geworden, ob sie mich tödten lassen dürften oder nicht!" versetzte Günther bitter auflachend.

„Und doch war es der Pfalzgraf, der den König Karl an das Gesetz und die Rittersitte mahnte, gleich darauf, nachdem mein hastig herausgestossenes Wort die Böhmen stutzig gemacht hatte — denn mehr thun konnte es ja nicht!"

Der König schwieg eine Weile.

„Ich werde Meister Freydank sagen, daß Du seine würdige Tochter bist," hub er dann wieder an, „Dein Vater vertreibt die Pest mit seiner Kunst, und Du verstehst noch mehr, Du verstehst sie herbeizurufen, wo man sie braucht! Jedermann aber werde ich rathen, falls er keinen Leibarzt haben kann, sich eines Arztes Tochter zuzugesellen!" —

Der König hatte Speier zu spät am Tage verlassen, um daran denken zu können, Frankfurt noch heute zu erreichen. In der alten Neckarstadt Ladenburg ritt Günther deßhalb in eine Herberge zur Nachtruhe ein, als ein Graf von Hohenstein, wie er seinen Leuten ihn zu nennen befahl. Den folgenden

Tag erst, und zwar um die Abendstunde, da man nur lässig sich weiter bewegt hatte, zog er mit den Seinen wieder über die Mainbrücke in Frankfurt ein.

Am Thore stieß der Haufe auf ein starkes Gedränge, das eine Weile sein Fortkommen hinderte. Es war eine lange unabsehbare Flagellantenschaar, die eben einrückte, von einer großen Menge Volkes begleitet, die den ‚Pußgellern' (Bußeschreiern) entgegengezogen war, denn, obwohl man in Frankfurt im Jahre 1349 dieß Schauspiel nicht zum ersten Male genoß, und die ganze unheimliche Erscheinung dieser, die Schwärmereien indischer Kultusparoxismen überbietender Wallfahrter einen Theil ihrer anfänglichen Magie verloren hatte, ja von der Geistlichkeit bereits offen angefehdet und verfolgt war, so übten die schaurigen Bußgesänge und die täglich zwei Mal wiederholte Blutarbeit der vermummten Ankömmlinge immer noch einen großen Eindruck auf die Phantasie des Volkes. In der That war auch wohl keine Zeit geeigneter, diese Phantasie zu erregen und sie offen für abenteuerlich wunderbare Erscheinungen zu stimmen, als gerade die Zeit, in welcher diese Bußfahrer ihre düstre Lehre von Weltuntergang und Verdammung über Italien und Deutschland verbreiteten. Die Natur selbst war es, welche ihre entsetzlichen Anschauungen

zu unterstützen schien, die Natur, welche seit einer Reihe von Jahren Phänomene einer Art von innerer Zerrüttung zeigte, die allerdings den Gedanken an ihr Absterben und ihren Untergang erregen konnte. Seit dem Jahre 1333 hatten im östlichsten Asien die Elemente begonnen wie in einen verderblichen Aufruhr zu gerathen. Ueberschwemmungen traten ein, wie sie nie vorher erlebt worden. Dann kamen Perioden einer Dürre, welche jeden Halm und jedes Blatt zu Staub versengten. Die Erde klaffte zu Spalten auf und Berge stürzten zusammen. Der Hungersnoth, welche dadurch entstehen mußte, folgten als schreckliche Begleiter Heuschreckenschwärme und entsetzliche Krankheiten. Diese Erscheinungen breiteten sich aus von Osten gen Westen, sie warfen sich auf die abendländische Welt, vulkanische Ausbrüche, wunderbare Meteore, unabsehbare Insektenschwärme, Erdbeben, Orkane kamen hinzu und alles dieß war wie ein Anfang des Endes, dem die erschrockenen Völker der Erde zitternd entgegenschauten. Ein schauerliches Gefühl mußte Jeden ergreifen, die Ahnung des Unheils sich unwiderstehlich dem Sorglosesten und Leichtsinnigsten aufdrängen, wenn er nur über die Schwelle seines Hauses trat; denn eine ganz eigenthümlich verdorbene Luft, eine feuchte Wärme mit starkem übelriechendem Nebel

schlug ihm entgegen. Dazu kamen nun die entsetzlichen Verheerungen, welche die Bubonenpest anrichtete, die 1,200.000 Leichen, die diese Geißel in dem einen Jahre 1348 in Deutschland allein hinter sich zurückließ!

Es war in der That, als ob Etwas im kosmischen Organismus aus den Fugen gegangen. Oder war es bloß der alte Erdball, über den eine Krankheit gekommen? War eine Störung eingetreten in den Funktionen des tellurischen Lebens? — Wer ergründet es — obwohl die Ergründung uns vielleicht manche wichtige Frage löste über den heutigen Zustand der Erde; sehen wir ja auch in nicht endendem Wettstreit Cholera, Ueberschwemmungen, Mißwachs sich ablösen, und den Sommer von ehemals zum grünen Winter geworden!

Bei den geschilderten Vorgängen in der Natur bedurfte es in der Mitte des 14. Jahrhunderts nicht auch noch die innere Zerrüttung der moralischen Natur und der sittlichen Zustände, des haltlosen Verfalls des Klerus, des traurigen Kampfs zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Papst, dessen nächste Folge die Entwürdigung Beider war, des Umsichgreifens aller rohen Gewalten, um die Menschen in einen Zustand und eine Stimmung zu bringen,

worin sie in wildem Fanatismus entweder das Blut Anderer vergossen, jener unglückseligen Juden, die zu Tausenden todtgeschlagen, ersäuft, verbrannt, gemartert wurden, oder gegen das eigene Blut wütheten, das jene Flagellanten mit ihren schrecklichen Geißeln sich aus dem Körper peitschten. Das, glaubten sie, werde den zornigen Gott, der die Menschheit mit Qualen heimsuchte, ‚zähmen:‘ sie standen ihm bei, sie zeigten sich ihm hilfreich in der rastlosen Ausübung seiner Strafgewalt, wie man einen Rasenden zu besänftigen glaubt, indem man ihm seinen Willen thut.

Ein andrer Theil des Volkes dazwischen klammerte seine ganze Hoffnung an ein Phantom und Sagengebilde. Er war überzeugt, daß der große Hohenstaufe — nicht der verzauberte Rothbart, sondern Kaiser Friedrich II. — als von Gott mit wunderbarer Stärke ausgerüsteter Monarch wiederkehren werde, um die Kirche wieder herzustellen und der Welt das Heil zurückzubringen. Er werde, sagten diese Gläubigen, den Unterschied von Arm und Reich ausgleichen: dem armen Mädchen den reichen Jüngling vermälen, dem reichen Weibe den Armen zum Manne geben; den Nonnen Männer, den Mönchen Weiber; den Beraubten, den Waisen, Witwen und Unterdrückten ihre Habe wieder reichen, Allen Gerechtigkeit ver-

schaffen. Den Klerus werde er so unerbittlich verfolgen, daß Geistliche ihre Tonsur, um sie nur unsichtbar zu machen, mit der ängstlichsten Weise zu verbergen suchen würden, und die Mönche werde er von der Erde ausrotten. — —

Aber die geschilderten Zustände hatten bereits begonnen auch ohne eines todten Kaisers Wiederkehr erträglicher zu werden. Die Naturereignisse waren seltener geworden, die Pest war weiter gezogen, gegen Norden, sie flackerte nur noch, wie wir es in Frankfurt sahen, an einzelnen Orten auf. Ein Theil der Hoffnungen, die sich an des Hohenstaufen Erweckung geknüpft hatten, war auf König Günthers Haupt übergegangen. Die Menschheit, welche nun einmal ‚nicht umzubringen' ist, vergaß mit dem unverwüstlichen Leichtsinn, der ihre Elastizität, ihre Stärke bildet, was sie überstanden; die Flagellanten waren jetzt beinahe nur noch die Leichensänger einer begrabenen Periode des Elends.

Und so zogen sie denn vorüber mit ihren Kreuzen, Fahnen und Fackeln, die Häupter vermummt, daß man aus den leinenen Verhüllungen nur die tiefliegenden Augen hervorleuchten sah, mit ihren düstren Leisen:

„Nu ist die betevart so hehr,
Christ reit selber gen Jerusalem,
Er füerte ein kriuze in siner hant:
Nu helfe uns der heilant!

Nu ist die betevart so guot
Hilf uns herre durch Din heiliges bluot,
Daz Du an dem kriuze vergossen hast
Und uns in dem ellende gelassen hast!

Nu ist die straße also breit,
Die uns zu unserre frouwen treit,
In unserre lieben frouwen lant;
Nu helfe uns der heilant!

Wir sullen die buoße an uns nemen,
Daz wir gote desto baß gezemen,
Aldort in sines vatters rich,
Das bitten wir Dich alle gelich;
so bitten wir den heilegen Christ,
der alle der welte gewaltig ist!"

„Ich wollte," sagte König Günther zu Hermann von Sachsenhausen, der neben ihm hielt, als sie ihre Pferde zügelten, um den Strom der Menschen vorüber zu lassen — „ich wollte, diese Gesellen wären uns beim Austritt begegnet, statt bei der Heimkehr."

„Und weßhalb wolltet Ihr das, gnädigster Herr — ich meine, wie ein gutes Vorzeichen, welches Glück auf den Weg verheißt, sehen sie nicht aus!"

„Eben deßhalb! ich wäre vor solchem unheilkün-

digenden düstern Singsang vielleicht umgekehrt und hätte mir einen vergeblichen Ritt erspart. Es wäre mir wie eine Warnung gewesen gegen mein thörichtes Vertrauen auf die Macht verständiger Besprechung einer offenen Rede, die sich an die Vernunft wendet. Da gehen wir mit uns selbst zu Rathe und denken und sinnen, um mit folgerechten Gedanken durch eine Welt zu kommen, die doch solche Gesellen bevölkern! Sie schlachten die Juden, um die Pest zu vertreiben, und glauben Gott von seinen Vorsätzen und Beschlüssen abzubringen, wenn sie ihren Rücken zerfleischen. Sie gehen mit dem Herrgott um wie mit einem Kinde.

„Christ, sagen sie, ist unlängst als glänzender Jüngling einem Manne auf dem Felde erschienen und hat ihn in seiner Tasche nach Brod suchen lassen; als der Pflüger nun ein Stück hervorgeholt, hat er es dreifach theilen müssen und sodann hat Christ dem Bauer befohlen, die Stücke nach einander in einen nahen Brunnen zu werfen. Als der Letztere nun zum Brunnen kommt, sieht er neben demselben die heilige Jungfrau sitzen, die ihm verbietet, den Befehl ihres göttlichen Sohnes zu erfüllen, weil mit jedem in den Brunnen geworfenen Stücke Brod ein Drittheil der Welt zu Grunde gehen werde. Um den

Herrn auf andere Gedanken zu bringen und zu besänftigen, räth sie dem erschrockenen Bauer aber eine Geißelfahrt zu unternehmen! Und da sehen wir sie denn! Kann es einen niederschlagenderen Anblick geben? Wer mag sich zugetrauen, dieses Volk zu seinem Heile zu leiten? Was ist sein Heil? Liegt es in der Wahrheit? Es faßt sie nicht! In der Gerechtigkeit? Es verlangt sie, statt durch Urtheil, durch das Vorurtheil geübt. In der Vernunft? Es hält sie seit Jahrhunderten für seine Feindin und hält zu denen, die mit Feuer und Schwert dawider wüthen. Gott stehe ihm bei. Und wohl dem, dessen Sinne so verworren sind wie die dieser verworrenen Welt — auf daß er lustig mit dem Strome schwimmen kann!"

Es war mehr eine Art Selbstgespräch, was Günther von Schwarzburg mit diesen Worten unmuthig und düster vor sich hin redete, als an seinen Nachbar gerichtet.

Doch nahm Hermann von Sachsenhausen die Rede auf und bemerkte lächelnd:

„Herr, laßt ihnen dieß Gebahren und dieß Wallfahrten gehn; thuen sie doch nicht unterdeß etwas Schlimmeres. Mir scheint eben die ganze Welt nur ein Haus voll Kinder, denen Vater und Mutter

abgestorben sind. Nun treibt's die unberathene und verlassene Bande just, wie sie's versteht und wie sie's vermag; es ist im Hause nur eine alte Amme übrig, die ihnen Märchen erzählt und sich plagt, daß sie das Völklein in Ordnung hält und ihnen steuert, so viel es denn angeht. Darum muß man auch diese alte Amme in Ehren halten!" —

Der König drückte sein Pferd vorwärts, da sich eben vor ihm das Gedränge lichtete. Er, wie ein Theil seiner Begleiter hatten die Visiere wieder niedergeschlagen, so daß sie ohne Aufsehen zu erregen durch die belebten Gassen kamen. Margarethe verbarg ihr Antlitz tief in den Kragen ihres Mantels, aus Furcht, erkannt zu werden. Je näher sie dem Ziele kam, desto höher stieg die Unruhe, womit sie dem Wiedersehen mit dem Vater entgegen ging. Endlich war der Römerplatz erreicht und der Schwarm der Reiter hielt vor dem Hause Freydanks von Heringen.

Der König wollte selber mit dem alten Arzte über seines Kindes Abenteuer reden; aber der Lärm, den das Halten eines reisigen Zugs vor der Hausthüre verursachte, lockte nur Freydanks Dienerin heraus, die erstaunt auf die Schwelle trat und noch erstaunter war, als ihre junge Herrin ihr entgegen sprang, nach-

dem sie mit Hilfe des Ritters von Honegg vom Rücken ihres hohen Rosses heruntergeglitten.

„Und wo ist der Vater?“ rief Margarethe hastig, mit hochklopfendem Herzen.

„Der Herr ist nicht daheim, der Herr ist mit dem Simson zur Stadt hinaus — auf einer Fahrt über Land sind sie, seit gestern Morgen —“ lautete die Antwort, über der Margarethe heftig erschrack — doch faßte sie sich schnell und gab dem Könige die erhaltene Auskunft.

„Nun, so behüte Dich Gott, mein muthiges Kind!“ sagte Günther, indem er ihr vom Rosse herunter die Rechte bot. „Grüße mir den Alten und sobald er heimkehrt, entbeu ihn zu mir, damit ich erfahre, wie Dir die Fahrt bekommen.“

Er winkte noch einmal freundlich mit der Hand, und dahin eilte der Schwarm dem nahen Saalhof zu.

Fünftes Kapitel.

Vater und Tochter.

Margarethe hatte sich bald von ihren Reisestrapatzen erholt, aber nicht von ihrem Staunen über

des Vaters Reise in Gesellschaft des verstoßenen Vetters! Umsonst fragte sie die Dienerin nach allen Einzelheiten aus, umsonst strengte sie ihre Gedanken an — es wurde ihr nicht möglich auch nur einen Schimmer von Licht darüber zu erhalten, was ihren Vater zu einer so weiten Reise getrieben habe, in Begleitung eines Menschen, der ihm kurz vorher noch auf Tod und Leben verfeindet geschienen. Eine heftige Unruhe bewegte sie, eine unbestimmte Ahnung von Unheil, die zwar keinen Gegenstand hatte, an den sie sich mit ausgesprochener Sorge und Angst knüpfte, jedoch vor ihrer Einbildungskraft peinigende Vorstellungen heraufrief, in denen sie bald ihren Vater, bald sich selbst von Gefahren und Bedrängnissen umgeben erblickte. Von Simson fürchtete sie Alles. Hatte er den alten Mann zu der Fahrt über Land beredet, um ihn in einen Hinterhalt zu locken und sein böses Herz durch irgend eine heimtückische Rache zu laben? Es war ein erschreckender, peinvoller Gedanke, aber Margarethe befreite sich von ihm, indem sie sich sagte, daß ihr Vater nach ihrem plötzlichen Verschwinden schwerlich Vorspiegelungen irgend einer Art zugänglich gewesen sei, und nur daran gedacht haben werde, seine so räthselhaft verschwundene Tochter wieder zu finden. Deßhalb war es das

Wahrscheinlichste, daß Freydank ausgezogen, um sie zu suchen; und das war denn freilich eine entsetzliche Vorstellung für das arme Mädchen, ihn draußen sorgenvoll und bekümmert nach ihr im Lande umherirrend zu denken, während sie sicher und wohl aufgehoben längst wieder daheim war, aber ihm auch nicht das leiseste Lebenszeichen von sich geben konnte. Und war es nicht möglich, daß Simson gerade die Gelegenheit, wenn er mit Freydank allein in einem wilden Tann oder über eine öde Haide des Weges zog, benützte, um dem alten Manne ein Leid's anzuthun? Denn dem Simson traute sie, wie gesagt, Alles zu, sie hatte einen Abscheu wider ihn, der sich gar nicht beschreiben ließ, und der fast mehr noch auf einem weiblichen Instinkt als auf Ueberlegung und Vergleichung von Thatsachen beruhte.

So unruhig bewegt und geängstigt harrte Margarethe den ihrer Rückkehr folgenden Tag lang auf ihres Vaters Heimkunft. Als der Abend herankam, hielt sie es vor unruhiger Spannung nicht mehr in den vier Wänden des vereinsamten Hauses aus. Sie rief ihre Dienerin und befahl ihr, sie zu begleiten; sie wollte in die Straße hinab, dem Thore zuwandeln, durch welches Freydank die Stadt verlassen, ob sie nicht dem Rückkehrenden begegne.

„Aber Ihr wißt ja gar nicht, durch welches Thor der Herr fortgeritten ist," warf die Magd ein.

„Vielleicht weiß es Wölfing, der Pferdeverleiher, wohin meines Vaters Reise gehen sollte. Wir wollen zu ihm. Komm' nur, komm' — ich ersticke hier vor Angst um den Vater — laß uns zum Meister Wölfing gehen, er wird doch wissen, zu welcher Fahrt der Vater seine Klepper geliehen hat."

„Aber wenn er just unterdessen heimkehrt und findet Niemand hier, sein Haus verschlossen" . . . .

„Das ist wahr, Magdalene — so mußt Du allein zu dem Manne gehn" . . .

„Bei Gott und allen Heiligen, Jungfer Margarethe, ich glaub' ich brauch's nicht mehr — denn da sind sie schon!"

Mit einem leisen Schrei der Freude war Margarethe im nächsten Augenblick zum Fenster gesprungen, denn auch sie hatte draußen den Hufschlag von Pferden vernommen — der Vater war es in der That, unten vor der Hausthür hielten Beide, Freydank und Simson.

Margarethe flog mehr als sie ging durch das Gemach, die Stiegen hinab, und durch den Flur unten ihrem Vater entgegen. Freydank trat eben über die Schwelle, während Simson draußen bei

den Pferden geblieben war, welche ihrem Eigenthümer zurückzubringen, er den Auftrag erhalten hatte.

Als Meister Freydank von Heringen so sein Kind in aller ungestümen Hast einer namenlosen Freude, mit hochgeröthetem Gesichte, mit Thränen an den Wimpern in seine Arme eilen sah, konnte auch er einen Ausruf inneren Jubels nicht unterdrücken. Dann aber faßte er sie beim Arme — hielt mit krampfhaftem Drucke der Hand diesen Arm umspannt und während jede Fiber seines faltenreichen Gesichtes zuckte, sagte er:

„Beim ewigen Erlöser, Margarethe, wo warst Du?!“

„O Vater,“ rief sie aus, und das mit so heller, freudig bewegter Stimme, daß es allein hinreichte, die düstere Rinde, welche Zorn und Gram um das Herz des alten Mannes gelegt hatten, zu zerbrechen, und daß es ihm wie plötzlich durch Wolken strahlender Sonnenschein in die Seele schien — „o Vater, wo war ich! Wenn Du das erfährst . . . Du wirst Deiner Verwunderung kein Ende finden über Deines Töchterleins märchenhaftes Abenteuer! Denk' da — in Speier war ich!“

„In Speier!“

„In Speier! und dort hab' ich mit lauter Kö-

nigen, Fürsten und Herren verkehrt, grad' wie eine Gräfin oder Prinzessin, und der Böhmenkönig hat mir den Hof gemacht und, weiß Gott, es hätte nur, glaub' ich, von mir abgehangen, daß er mich zu seiner Königin gemacht — so große Lust schien er dazu zu haben!"

„Hast Du das Alles geträumt oder" . . .

„Nicht geträumt — nein, nein, Vater, erlebt, in drei kurzen Tagen alle diese Wunder!"

„Aber" . . .

„Ja, daß Du's nicht glauben würdest, das wußt' ich schon, Väterchen — doch nun komm' und mach' Dir's bequem und laß Dich pflegen nach Deiner Fahrt. O Du böser Vater, welche Noth habe ich um Dich ausgestanden — wo nur warst Du, wo ums Himmelswillen, und das mit dem abscheulichen Simson?"

Freydank ging schweigend hinauf in das Wohnzimmer und sank hier erschöpft in seinen Lehnsessel.

Während nun Margarethe eilte, ihm seine bequemen Hausgewänder herbei zu holen, und der Magd hastige Anweisungen gab, welche Erfrischungen sie für den wegmüden Hausherrn herbeibringen solle, saß der Letztere stumm und die Blicke auf den Boden heftend da. Es kam das niederschlagende Bewußt-

sein über ihn, daß er ein ungeheurer Thor gewesen. Er brauchte nur einen Blick in das Gesicht seiner Tochter zu werfen, um zu sehen, daß er nur dem bösen Mißtrauen des Alters und tückischen Vorspiegelungen Gehör gegeben, wenn er in den blinden Wahn verfallen, diesem reinen, lautern Geschöpfe könne eine Schuld nahen, wenn er an seinem Herrn und Kaiser sich mit einem schmählichen, schnöden Argwohn versündigt!

Ja, das bittere Mißtrauen des Alters, und das, was Simson, was der Turnierfechter ihm zugeraunt, das hatte ihn in die Versuchung gelockt, der er so kläglich erlegen . . . doch nein, sagte er sich rasch dawider: sollte er noch einmal anschuldigen ohne zu prüfen? Sollte er jetzt wieder vorschnell auf Simson eine Anklage häufen, bevor er alles überdacht und erwogen? Konnte nicht Simson ehrlich im Irrthum gewesen sein?

„Margarethe,“ rief er deßhalb aus — „laß Dir Ruhe, Kind, und setze Dich zu mir — ich verlange nicht nach Deiner Pflege, nicht nach Essen und Trank — ich verlange nur, daß Du mir erzählst! Alles und Jegliches, genau wie es sich begeben.“

Margarethe schob einen Schemel neben den Sessel ihres Vaters und indem sie sich dicht neben

ihn setzte und ihr lockiges blondes Haupt an seinen Arm legte, begann sie ihm haarklein Rechenschaft zu geben von allen ihren Erlebnissen. Er horchte mit immer heller werdender Miene zu. Als sie ihm endlich lebhaft die Szene in der Reichsversammlung zu Speier schilderte und ihm sagte, wie kühn sie durch ein keck ausgesprochenes Wort da den König vor blitzenden, auf seine Brust gerichteten Schwertern beschützt, da umarmte der alte Mann sein Töchterlein mit Thränen in den Augen.

Endlich hatte sie ihm alles beschrieben und erzählt — und:

„Nun,“ sagte sie, „ist die Reihe an Dir, Väterchen, nun gib mir Rechenschaft, wo in der Welt warst Du zum Schrecken und zur Seelenangst Deines Kindes?“

Aber Meister Freydank hatte für diese Aufforderung Margarethens taube Ohren.

„Ich bin zu müde — Kind, laß mich jetzt. Es war eine Reise, die ich in einer Angelegenheit machen mußte, welche Du nicht begreifst.“

„Die ich nicht begreife?“

„Oder die Dir nicht zu hören frommt.“

„Aber, Vater, was ums Himmels willen“ . . .

„Laß mich, sag' ich Dir, Margarethe — es findet sich schon ein anderer Tag, eine andere Stunde . . ."

„Nun wie's Euch beliebt, Vater! Aber so sagt mir nur, was hat den Simson zu Euch zurückgeführt, wie ist's möglich, daß Ihr mit Dem über Land gezogen . . .?"

„Wo ist Simson? Ist er noch nicht heimgekehrt vom Meister Wölfing, dem er die Pferde zurückbringen sollte?"

„Nein, aber er kommt — o mein Gott — das ist sein Schritt — da ist er!"

Margarethe sprang erschrocken auf und starrte nach der Thüre, die sich eben geöffnet hatte und auf deren Schwelle Simson stand.

Ueberrascht blickte auch er auf Margarethe.

„Ei, die Jungfrau Margaretha hat sich wieder eingefunden!" sprach er höhnisch.

„Simson, rede nicht in diesem Tone von meinem Kinde," fiel Freydank ihm in die Rede.

„Es ist wahr, man kann aus mehreren Tonarten von ihr reden," versetzte der giftige Gesell, „und wenn's Euch beliebt, Meister, so rede ich in dem, den Ihr mir angebt."

„Simson," fuhr Freydank fort, „es wäre zunächst besser, — Du gäbest hier etwas an, nämlich:

was Du Dir nächtlich mit zwei wüsten Gesellen hier im Hause zu schaffen gemacht hast?“

„Hat's die Jungfrau belauscht und Euch bereits hinterbracht,“ antwortete Simson kaltblütig. „Nun, weßhalb sollte ich's nicht angeben? Ich mein', es ist nichts Unrechtes gewesen, was ich gethan habe: es ist, so viel ich weiß, nichts abhanden gekommen, was Euer war, Meister Freydank — kein silbern Becherlein oder Löfflein hat am anderen Morgen gefehlt. Oder wär's so, Jungfrau Margareth, hättet Ihr am Morgen nach unserem Besuch vermerkt, daß Diebe in Eures Vaters Haus .... ja so, ich besinne mich, die Jungfrau hat ja für gut gefunden, die Sorge für Ihres Vaters Hauswesen auf einige Tage der treuen Magdalene zu überlassen!“

„Simson,“ fiel hier Freydank ein, „es wäre gut, Du besännest Dich, daß Du nicht hier vor mir stehst, um meine Tochter anzuklagen, sondern um Dich zu rechtfertigen.“

„Ei ja, ich mein', ich bin in vollem Zuge mich zu rechtfertigen. Da ich kein Dieb bin, darf ich doch sagen, daß ich nichts gestohlen habe. Ein guter Kamerad von meinen zwei Gesellen lag auf den Tod an der Pest danieder: da sollt' ich Hilfe schaffen.

Aber wie konnt' ich's, da ich nichts hatte, ihm einzugeben!

„So holt's doch von Eurem alten Meister, sagten die Freunde. Ei ja wohl, holt's vom Meister Freydank — war meine Antwort, — der hat mich zum Hause hinausgeworfen und das wär' der letzte Mann, zu dem ich ginge, könnte ich auch die Welt dadurch vom „schwarzen Tod" curiren. — Nun, so holt's ohne daß er's merkt, laßt darüber, daß Ihr Beiden in Hader und Span gerathen seid, nicht ein Menschenleben zu Grunde gehen — es ist Christenpflicht, meinten die Gesellen. Und so drängten sie in mich, und endlich hab' ich's ihnen zugesagt, doch, weil sie mir nicht recht trauten, daß ich gehen würde, wichen sie mir nicht von der Seite — so kam's, Meister, daß ich noch einmal den Hausschlüssel brauchte, den ich noch besaß, und bei nächtlicher Weile in diese Kammer kam, um hinter Eurem Rücken über Euren Schrein zu gerathen. Hab' ich doch die meisten Salben und Pulver selber nach Eurer Weisung verfertigt, Meister, und so durfte ich sie wohl nehmen, dacht' ich, ohne daß es eine große Sünde gewesen wäre — auch galt es ja, einen armen Teufel von Kranken, der sonst unfehlbar ins Gras gebissen hätte, aus den Klauen des Todes zu retten!"

„Wenn dem so ist,“ entgegnete Freydank...

„Wenn Ihr daran zweifelt, so schaut doch nach, ob Euch etwas genommen ist außer einem Paar Töpflein aus dem Schrein dort! Und falls nichts anderes Euch fehlt von dem Euren, so muß es doch, mein' ich, wohl so ungefähr sein wie ich sage —“ antwortete Simson in bittrem Tone, wie beleidigt über Freydanks Zweifel.

„Nun, ich glaub's ja, Simson,“ versetzte Freydank; „geh' denn und laß Dir von der Magdalene einen guten Imbiß auftragen, dann leg' Dich zur Ruhe, wir reden morgen mehr von Allem.“

Simson ging, froh eine Angelegenheit auf diese Weise abgethan zu haben, die ihm ängstigend die ganze Zeit her auf dem Gewissen gelegen hatte. Denn, daß sein nächtlicher Einbruch einmal zur Sprache kommen würde, sobald Margarethe ihren Vater wieder sehe, das konnte er sich leicht voraussagen. Desto weniger froh war er darüber, daß er beim ersten Eintritt ins Haus Margarethe vor sich stehen gesehen hatte, und zwar, wie es ja den Anschein hatte, mit ihrem Vater in friedlichster Eintracht. Was mochten ihre Abenteuer gewesen sein, was mochte sie dem Alten darüber berichtet haben? War all der Kummer und der Zorn des alten Mannes jetzt schon, nach dem

ersten Wiedersehen geschmolzen? Wie war das zu erklären? Hatte Margareth sich durch gewandte Vorspiegelungen gerechtfertigt — gerade so wie er selber es eben gemacht? War sie wirklich schuldlos? hatte dieses ganze seltsame Ereigniß eine Bedeutung, himmelweit verschieden von der Auslegung, welche Simson ihm gegeben? Was ließ sich darüber enträthseln! Simson mußte seinen grübelnden Gedanken endlich Ruhe gebieten — er ließ sich trefflich munden, was Magdalene ihm auftrug, und mit der Gewißheit, Alles das, was ihm jetzt noch so unerklärlich war, durch geduldiges Spähen und Auslocken seiner Zeit schon von den Hausgenossen zu erfahren, legte er sich endlich nieder, um sich dem Schlummer des Gerechten hinzugeben. Auch die Aussicht, daß von heute an für ihn in diesem Hause ein Leben des Kampfes beginnen, daß Margarethe nicht rasten werde, bis sie ihn wieder in der Gunst ihres Vaters untergraben, störte ihn nicht. Im Gegentheil, er freute sich auf diesen Streit, mochte er sich zum offenen Kampf oder zu einer verdeckten, stummen, aber desto leidenschaftlicheren Reibung gestalten. Er fühlte sich ihm gewachsen. Es war ein Ableiter, der jede böse Tücke in ihm aufnehmen mußte. Und das Ende mochte sein, welches es wollte — Simson fühlte sich sicher,

daß er gerade so lange werde seiner Feindin die Spitze bieten können, als er es für seine heimlichen Pläne für nothwendig hielt, in Freydanks Hause zu bleiben.

Sechstes Kapitel.

Der Heiltrank.

Mehrere Wochen seit den zuletzt geschilderten Ereignissen waren verflossen. Simson hatte durchgesetzt, was er gewollt, er war noch immer Meister Freydanks treuer und jetzt doppelt und dreifach unterwürfiger und fleißiger Gehilfe in seines Lehrherrn Beruf. Margarethe hatte Anfangs ihrem Vater nicht verschwiegen, wie verhaßt ihr ein solches Zusammenleben unter einem Dache mit Simson sei, wie seltsam und wie unerklärlich Meister Freydanks Gesinnungswechsel gegen den Vetter ihr scheine. Aber der Arzt war in diesem Punkte taub gegen Alles, was sie sagte. Wenn einmal ein Dämon in eines Menschen Herz eingezogen ist, so läßt er sich schwer ganz wieder vertreiben; einen Fleck darin sucht er sich zu behaupten, wie in der stillen Zuversicht, von diesem Flecke aus schon noch einmal wieder über das Ganze

Herr zu werden. So ging es auch dem Arzte; der Dämon eines tückischgeschürten schmählichen Verdachts war Herr über seine Seele geworden und hatte sie mehrere Tage lang wie in einem Zauberbann gefesselt gehalten. Nun war der Bann zwar wieder gelöst, aber ein eigensinniges Festhalten an Simsons gutem Willen und Aufrichtigkeit war davon zurückgeblieben; daß es ein Rest jenes dämonischen Wesens, von welchem der Alte umstrickt gewesen war, sei, verrieth sich dadurch, daß Freydank, der sonst gelassen und milde jeden Widerspruch aufnahm, der sanfte, weise alte Meister, jedesmal zornig wurde, wenn Margarethe etwas gegen Simson vorzubringen wagte. Darum schwieg sie denn auch bald und ergab sich stille in ihr Geschick, den Vetter als täglichen Umgang um sich dulden zu müssen. Sie sah ihn nicht an, sie redete nicht mit ihm, er schien für sie nicht da zu sein. Und glücklicher Weise legte Simson selbst diesem Betragen gegen ihn keine Schwierigkeiten in den Weg. Er schien sich im Gegentheil eher Glück dazu zu wünschen. Nie kam ein Wort über seine Lippen, welches direkt an sie gerichtet worden wäre. Er wartete seiner Kranken so eifrig, daß er gewöhnlich erst heimkam, wenn die Mahlzeit vorüber, und er allein essen konnte. Die Abende brachte

er entweder außer dem Hause oder auf seiner Kammer bei seinen Büchern zu; kurz, es konnte keinen Hausgenossen geben, der weniger lästig gewesen wäre; und so fand sich Margaretha in das Schicksal, welches ihn ihr wieder nahe gebracht hatte, mit dem Gedanken, der Vater werde ihn eben als Gehilfen nicht entbehren können! —

Die Karnevalzeit war vorübergegangen, und zwar in Lust und Freude. Die Pest hatte keine Fortschritte gemacht, sondern im Gegentheil rasch wieder abgenommen, und so hatte man sich den Gedanken daran aus dem Sinne geschlagen und hatte getanzt, gejubelt, Mummenschanz gehalten und sich ergötzt, so viel man vermochte. Margarethe hatte aber dennoch nicht ihren Pagen-Anzug angelegt, um sich darin unter die fröhlichen Paare zu mischen, welche in Maskentrachten sich auf dem Fest der Patrizier durch einander drängten oder den Reigen tanzten. Hatten ihre Erlebnisse in ihrem Gemüthe einen zu ernsten Eindruck hinterlassen? Oder schien ihr der Sammt ihres Bubengewandes durch die Reise, welche sie unfreiwillig darin zurückgelegt, zu sehr um seine Frische und seinen Glanz gekommen? Oder schien ihr dieß Gewand vielleicht gar, als mit einer so ernsten Begebenheit ihres Lebens verknüpft, jetzt zu gut, gleich-

sam zu geweiht, zu solchem Gebrauch? Wir wissen es nicht, wir wissen nur, daß ihres Vaters Aufforderungen, sich auch in einer kleidsamen Vermummung in die allgemeine Fröhlichkeit zu mischen, von ihr unbefolgt blieben.

Der Mai war gekommen — ein schöner, warmer Mai, der Blumen, Laub und Gräser üppig sprießen ließ, der Vogelsang und Düfte und heitere Herzen brachte; denn daß endlich einmal wieder ein Mai kam, wie er in alten Zeiten gewesen, wie ihn die Minnesänger in ihren Laichen und Liedern besungen — das schien den Menschen eine Bürgschaft, daß nach so viel schlimmen und unheilschwangern Jahren der Zorn Gottes wider die bejammernswerthe Kreatur und die stumme unschuldige Natur „bezämet“ sei, wie die Flagellanten in ihren Leisen es nannten. — König Günther hatte, während er thätig, so weit seine Macht sich erstreckte, seine Rüstungen fördern ließ, die schöne Zeit zu dem großen Turniere benutzt, welches er gen Castel hatte ausschreiben lassen. Es war ein so prachtvolles und glänzendes Ritterspiel geworden, wie lange keines mehr in deutschen Landen gehalten. Wer hatte an fröhliche Ritterschaftübung denken mögen in den trübseligen Jahren, die vorauf gegangen! Jetzt aber

waren desto zahlreicher die wehrhaften, das Waffenspiel liebenden Ritter in den Landen, die König Günther von Schwarzburg als ihren Herrn verehrten, gen Castel zusammengeströmt, um zu zeigen, daß zu „Tyost“ wie zu „Buhurt“ den deutschen Armen weder die Lust noch die Uebung ausgegangen, daß sie nicht verlernt, die Eschenschäfte mit den flatternden „Riesen“ daran zu handhaben und die mächtigen Streithengste zum „Puneis“ zu tummeln. Vor Allem hatte König Günther selber geglänzt, als mannhafter Kämpe; er hatte den riesigen Heinrich von Gelnhausen aus dem Sattel gerannt, und im Schwertkampf war keiner ihm Meister geworden; er hatte gezeigt, daß er auch ein König sein könne nach alter Weise, König durch die Wucht seines Arms und die Macht seines Schwertes. Als Königin der Schönheit hatte nun zwar nicht Anna von der Pfalz gethront, aber desto holdseliger hatte Katharina von Falkenburg, des mächtigen „Provisors“ von Mainz „Niftel“ von ihrem Throne herab die Dänke an die Sieger ausgetheilt.

Acht Tage lang hatte das Ritterspiel gedauert. Dann war König Günther mit seinem Gefolge wieder nach Frankfurt gekehrt. In allen Theilnehmern des Festes, die sich jetzt zerstreuten, lebte nur der eine

Wunsch, die Waffen, die man so fröhlich zum „Glimpf" erprobt, zum „Schimpf" gebrauchen zu können für König Günthers gutes Recht. Und lange konnte es ja auch nicht mehr währen, bis die Stunde des ernsten Kampfes und der Entscheidung kam. König Karl von Böhmen hatte all sein Volk bereits um sich geschaart. Zu Frankenthal in der Rheinpfalz lagen sie — aber noch still und unthätig, den Angriff, schien es, wollten sie dem Gegner überlassen. Günthers Rüstungen waren vervollständigt, sobald Markgraf Ludwig von Brandenburg mit seinen Rittern und Söldnern am Rhein oder Main eingetroffen; seine Boten hatten bereits sein Nahen verkündigt. Günther sah ihnen mit gespannter Ungeduld entgegen. Seiner Berechnung nach hätte der Markgraf längst zur Stelle sein können, und manchmal kam ihm der finstre Gedanke, es fehle vielleicht dem, welchen die Welt für seinen treuesten Freund und eifrigsten Anhänger halten mußte, am rechten Willen. Seit Rudolf von der Pfalz von ihm abgefallen, war er auf Alles gefaßt. Ja, hätte er allein seinen eigenen Eingebungen folgen wollen, er hätte bereits den Aufbruch befohlen und wäre mit seiner Mannschaft über den Rhein gegangen, um den Lützelburger anzugreifen. Aber alles, was ihn umgab, hätte

in solchem Beginnen Tollkühnheit erblickt und ihn gemahnt, die mächtigen Streitkräfte des Brandenburgers nicht aus dem ernsten und entscheidenden Spiel zu lassen.

Doch dieß Harren peinigte den König unsäglich, die Ungeduld verzehrte ihn, vielleicht hatten auch die Anstrengungen des Waffenspiels, die Erhitzung, dazu mitgewirkt — kurz, als Günther sich wieder in Frankfurt befand, fühlte er sich unwohl. Einen Tag ertrug er's ohne davon zu reden, am andern Morgen befahl er:

„Ruft mir den Freydank von Heringen her!"

Meister Freydank von Heringen kam.

„Alter Freund, Du kannst dem römischen Reiche mit einem Tränklein helfen," rief ihm König Günther entgegen — „der Kaiser ist krank und hat doch nicht einen Augenblick Muße dazu. Also geschwind, was muß es sein? Aderlaß? oder Bad? oder ein Fläschlein mit Kräutergebräu? Es ist mir all eins, nur muß es rasch helfen!"

Freydank fühlte den Puls und fragte nach dem Leiden Günthers.

„Ihr habt Euch erhitzt, Herr," bemerkte er dann, „es ist ein unbedeutendes Fieber, was Euch überfallen hat, doch da Ihr das Kranksein nicht

gewohnt seid und eine gar feste Leibeskonstitution von unsrem Herrgott erhalten habt, so schüttelt's Euch stärker, und Ihr glaubt nun, es sei schlimmer als es ist. Haltet Euch zu Hause, trinkt Wasser und bei Leibe keinen Wein, und nehmt einen Trank ein, den ich daheim Euch bereiten werde — das wird ihm ein Ziel setzen!"

„So geht und bereitet Euren Trank, alter Freund, und nebenbei besinnt Euch auf eine gute Ausrede, denn wenn Ihr rückgekehrt seid, werde ich Euch scharf ins Gebet nehmen!"

„Herr, was hätte Euer treuer Diener versehen, daß Ihr mit ihm hadern wollet?"

„Woran soll ich denn erkennen, Meister Freydank, daß Ihr mir ein treuer Diener seid? Habt Ihr doch alle die Weile her Euch nicht bei mir blicken lassen! Ist's Euch etwa nicht recht gewesen, Alter, daß ich Euer Töchterlein zum Diener angenommen und mit hinaus geführt, sich einmal die Welt anzuschauen?"

Der König lachte bei diesen Worten heiter auf und fixirte Freydanks Züge.

„Es ist ein Kind, auf das Ihr stolz sein könnt, Freydank von Heringen," sagte er dann.

„Das bin ich auch, königlicher Herr, und ich

gesteh's Euch gern, daß ich großes Leid um sie gefühlt habe, in jenen Tagen, wo sie plötzlich verschwunden war. Ich wußte zwar, daß sie in Eurem Geleite war" ....

„Das wußtest Du, Freydank? Und doch trugst Du Leid um sie?"

„Es ist mein einzig Kind, König Günther."

„War sie nicht unter meinem Schutz?"

„Unter welchem Schutz war't Ihr?"

„Da hast Du Recht — wahrhaftig, Meister! Am Ende zeigte es sich, daß ich selbst unter keinem andern Schutze war als — dem ihrigen! Hat sie Dir erzählt, das verwetterte schlaue Ding, wie sie die Böhmen in Angst und Schrecken gesetzt hat?"

„Wie wird sie nicht, Herr!"

„Nun, grüße sie von König Günther. Bring sie zu mir, daß ich sie frage, ob sie nicht ihr muthiges Herz an irgend einen braven Junker gefangen gegeben hat, und was sie sprechen wird, wenn ihr Reisegefährte dazu eine stattliche Aussteuer stiftet, oder ein kleines Ritterlehn hergibt, von dem sich leben läßt?"

„Gnädigster Herr, wie gütig seid Ihr! Meiner Tochter Herz ist frei, denk' ich, und sie wird ihren

Vater nicht verlassen; aber für Eure gnädige Absicht wird sie Euch aus vollster Seele dankbar sein!"

„Nun es wird dem saubern jungen Blut schon ein Tag kommen, wo sie nicht bloß für die Absicht danken wird — aber geht jetzt, Freydank, und mischt Eure Arznei, ich bin des Krankseins überdrüßig."

Freydank ging. Daheim fand er in der Stube Simson, der eben für einen Kranken einen Kräuteraufschlag bereitete. Margarethe war nicht da; sie wußte vielleicht Simson oben im Wohngemach und machte sich im Vorrathgaden zu schaffen. Freydank befahl seinem Vetter, Alles andere bei Seite zu lassen, und ihm zur Hand zu gehen; dann nannte er Simson mehrere Arten von Heilmitteln, die er aus dem Schrein langen solle, während er selbst ging, aus seiner Kammer eine schöne krystallene Phiole mit goldgetriebenem Deckel von feiner Arbeit zu holen.

„Für den König?" fragte Simson tonlos und gleichgiltig, als Freydank mit der Phiole zurückkehrte.

„Woraus erräthst Du das?"

„Weil Ihr vorhin zum Saalhof berufen seid und nun das kostbare Fläschlein herbeibringt, von dem Ihr einmal sagtet, daß ein kunstverständiger Kranker allein dadurch gesund werden müsse, wenn er die

schöne getriebene Arbeit aus Florenz betrachte! Für Eure Alltagskunden braucht Ihr das nicht!"

Freydank antwortete nicht, er gab die Phiole Simson, sie auszuspülen. Dann mischte er die Arznei hinein. Als dieß geschehen, mußte sie von Simson noch eine geraume Weile kräftig geschüttelt werden. Darauf machte Freydank sich wieder auf den Weg zum Saalhof.

Er traf den König in Gesellschaft seines lustigen Raths, der den Gebieter während seines Unwohlseins mit seinen Einfällen zu unterhalten suchte.

„Schau, da ist ja der Meister Freydank schon," sagte Märten als dieser eintrat. „Ei, wie der Mann so anders einherschreitet, als dazumal, wie er den König Märten des römischen Reiches walten sah. Ja, Meister Freydank, das war eine gesunde Zeit, da krimmt der Arzt ein, wie ein nasses Tuch in der Sonne — aber heut schwillt ihm der Kamm, heut ist er der Mann, der selbst dem römischen Könige, den doch die ganze Welt betrachtet als sei er nur da, um immer auszugeben, etwas eingibt."

„Halt' Dich ruhig, alter Schalksnarr," sagte Günther — „sonst hängt der Arzt Dir das Fieber an, das er mir nimmt."

„Was wär's! So hätt' ich doch ein königliches

Fieber — wollte Gott nur, Herr, es käm' einmal ein rechtes Königsfieber über Euren alten Märten — die Welt sollt' es inne werden, und die Augen ihr übergehen!"

„Nun reich mir eine Schale her, daß ich den Trank nehme," befahl Günther.

Märten brachte eine kleine silberne Schale herbei, und Freydank leerte den Trank seiner Phiole darin.

„Nun trink," sagte Märten, indem er dem Arzte die Schale darbot.

„Soll denn der Meister trinken, Narr," rief Günther aus, „oder soll ich's?"

„Erst trinkt der Arzt, was er bereitet hat, dann trinkt Ihr, Herr," versetzte Märten — „wißt Ihr nicht, was Brauch ist, wenn der römische König wie ein andres sterbliches Menschenkind Bauchgrimmen hat? Es ist eine alte Klugheitsregel, Herr, und ich mein', dazu eben habt Ihr einen Narren, daß er Euch an die Regeln der Klugheit mahnt, denn wer thät' es sonst?!"

„Wenn der Märten Recht hat," versetzte Freydank, „so wollen auch wir es so halten, alte Bräuche soll man ehren!"

Und mit diesen Worten trank Freydank einen Theil des Inhalts der Schale aus. Dann reichte

er sie dem Könige, der sie ganz und bis auf den Grund leerte.

„Bitter und übelschmeckend, daß das Fieber davor einen Schrecken bekommen und davon laufen kann, ist's schon!“ bemerkte der König.

„Das ist's in der That, mehr als ich selber vorausgesetzt,“ antwortete Freydank. „Aber es wird Euch wohl bekommen, Herr! Ihr werdet nach wenigen Stunden fühlen, daß Ihr matt und ruhebedürftig werdet. Das ist das Zeichen, daß das Fieber Euch verläßt.“

„Gehab' Dich wohl und zum Abend komm' wieder, Freydank, um nach Deinem Kranken zu schauen,“ entgegnete der König. „Was Du da sagst von matt und ruhebedürftig werden, das beginn' ich jetzt schon zu fühlen.“

„Jetzt schon?“ versetzte Freydank und blickte aufmerksam in des Königs Züge.

„Ja, kann eine Arznei so schnell wirken?“

„Diese thut's nicht so augenblicklich. Erst wenn sie mit dem Blute sich vermischt hat“ . . .

„Aber ich fühle es schwer in allen Gliedern.“

„Wie fühlt Ihr Euch sonst, Herr?“

„Wie ich Dir sage — wie Blei in den Glie-

dern; und Deine Brühe brennt mir wie Feuer im Magen."

Freydank griff nach dem Pulse des Königs.

„Nun?"

Der Arzt schwieg. Er blickte ängstlich forschend in das Gesicht des Leidenden.

„Was schaust Du so bedächtig drein?"

Freydank schwieg immer noch.

„Herr, wie bleich Ihr werdet!" rief Märten aus, indem er erschrocken einen Schritt näher trat.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, was es ist," sagte er; „es muß sein, daß ich mich in der Natur Eures Unwohlseins geirrt habe, und daß nun mein Heiltrank anders wirkt als ich voraussetzte. Aber Euer Blut pulst nicht wie es sollte."

„Und mir ist nicht zu Muth, wie es sein sollte, Freydank," entgegnete der König, indem er sich wie ermattet in seinem Sessel ausstreckte. „Was hast Du gemacht, alter Freund? Es steht nicht gut um mich. Mir ist . . ."

Der König fuhr plötzlich sich unterbrechend mit der Hand nach der Gegend des Herzens und stieß einen leisen Schrei aus.

„Herrgott, was ist Euch?!" stammelte Märten.

„Mein Herz krampft sich zusammen; es schlägt so wunderlich, als ob es zersprungen sei. Freydank, was war in dem Trank?“

„Gott weiß es, was darin war, das sich mit Eurer Krankheit nicht verträgt — aber Herr, habt guten Muth, ich eile heim, um Euch eine Linderung zu holen. Ihr müßt etwas zu Euch nehmen, was die Wirkung wieder aufhebt,“ — und damit wandte sich Freydank um der Thüre zuzueilen.

„Was meint Ihr,“ raunte Märten, ihn an Arm ergreifend, in Freydanks Ohr — „was meint Ihr, wenn wir das lieber nicht aus Eurem Hause holten, sondern es nur rasch aus der Milchkammer herbeibrächten? Die scheint mir Narren hier die rechte Apotheke!“

Freydank aber hörte nicht; er riß sich los und verschwand in wunderbarer Hast aus dem Gemach. Eben so rasch eilte er zum Saalhof hinaus, über die Gassen daher und stand nach wenig Minuten in seiner Wohnung.

„Simson, Simson!“ ertönte hier sein ängstlicher, aber doch so lauter Ruf, daß er bis in jede Kammer und jeden Winkel des Hauses drang.

„Simson!“ schrie er noch einmal, mit einem wahren Ausbruch von Schmerz und Wehe. Es klang

wie der Nothschrei eines Ertrinkenden, so erschütternd.

Margarethe kam aus dem Vorrathsgaden, in dem sie den Morgen über gewaltet hatte, athemlos herauf.

„Mein Gott, Vater, was ist Euch wiederfahren? Ihr seht so bleich aus wie der Tod!"

„Wo ist Simson — Simson — schafft mir um aller Heiligen willen den Buben her!"

Man rief, man suchte — Simson war nicht daheim. Freydank schleppte sich mit gebrochenen Knien an seinen Vorrath von Arzneien, er warf ihn wie in wahnsinniger Hast durcheinander, bis er gefunden hatte, was er bedurfte; dabei zitterten seine Hände und die dicken Perltropfen standen auf seiner Stirn.

„Aber, Vater," sagte Margarethe noch einmal, „ich beschwöre Euch, öffnet Euren Mund und sprecht einmal, was ist geschehen . . . es ist etwas Entsetzliches, so Euch begegnet" . . .

„Margarethe, bring' mich nicht außer mir — verwirr' mir den Kopf nicht mit Deinen Reden" — schrie der Alte in einem Zustande, wie ihn seine Tochter niemals gesehen — „geh fort, geht Alle — tretet mir nicht in den Weg, was sucht Ihr nicht den

Simson; statt hier zu gaffen und zu lungern, bringt mir den Simson, den Simson will ich! die Welt um den Buben!“

„Vater, wie Ihr seid, so laß ich Euch nicht . . . Ihr seht aus, als säße der bleiche Tod Euch auf den Lippen, und als wär's ein Tod aus eitel Schreck und Entsetzen!“

Freydank jedoch wollte an ihr vorübereilen, wieder fort, mit den Sachen aus seinem Schrein, die er gesucht hatte; aber Margarethe stellte sich vor ihn, sie hielt ihn zurück, sie führte ihn am Arm zu seinem Sessel; und es war plötzlich, als ob er ganz willenlos geworden — er ließ sich von ihr leiten und fiel gebrochen in den Lehnstuhl.

„O mein Gott,“ stöhnte er — „ich kann nicht mehr . . . . es ist mein Tod!“ — und dann, wie mit einer Art Raserei auffahrend, rief er aus: — „Alle Heiligen im Himmel — ich habe ja auch davon getrunken! Ich auch, ich auch bin verloren — o dank' dem Heiland, Kind, daß Dein Vater diesen Tag nicht zu überleben braucht!“

Er schlug die Hände zusammen und bedeckte damit sein erdfahles Gesicht.

Margarethe fiel in ihrer Todesangst rathlos weinend vor ihm in die Knie.

Dann aber wollte Freydank sich wieder aufraffen; er hob sich, er machte eine mächtige Anstrengung — doch die Kräfte versagten ihm, er sank stöhnend zusammen.

„Geh Du," sagte er stammelnd; „geh Du, Margarethe; nimm dieß . . . und dieß" — und dabei reichte er ihr die Arzneien hin, welche er gesucht hatte und noch in der krampfhaft zusammengeklammerten Hand hielt — „laß den König davon nehmen; abwechselnd von dem einen, dann vom andern . . . eine Messerspitze voll . . . geh, geh, ehe es zu spät ist."

Margarethen waren in diesem Augenblicke alle Räthsel gelöst.

„Ihr habt den König vergiftet!" schrie sie auf.

„Ich hab's gethan!"

„Und mit Arzneien, die der Simson gemischt hat!"

„Der Simson!" antwortete Freydank mit kaum hörbarer Stimme.

„Und Ihr selbst, Vater, Ihr selbst habt von dem Tranke genommen" . . . . sie endete nicht, sie hatte im nächsten Augenblick die kleinen Schachteln, welche ihr Vater ihr in die Hand gedrückt, geöffnet und versuchte nun, ihm einen Theil des Inhalts über die

Lippen zu bringen — er wehrte sie ab, er stieß sie zurück:

„Um Gotteswillen, laß mir den Tod, und bringe ihm die Heilung, wenn Heilung möglich ist.“

„Nicht eher geh ich, als bis Ihr selbst genommen habt!“ versetzte sie mit fester Bestimmtheit.

Freydank wich diesem unerschütterlichen Willen. Er nahm, was sie ihm reichte. Dann ließ sie einen Theil der Medikamente, den sie rasch, in all ihrer Todesangst doch besonnen, gesondert in ein Paar kleine Schalen schüttete, zurück, und im nächsten Augenblick flog sie die Treppe hinunter, aus dem Hause, zur Pfalz König Günthers. — —

Siebentes Kapitel.

Der kranke König.

Eine schreckliche Kunde durchlief am folgenden Tage von einem Ende zum andern die Stadt Frankfurt am Main. Das Volk stand auf den Straßen zusammen und raunte sich die unheilvolle Botschaft zu; dichte Schaaren drängten sich vor dem Saalhof, andere in die Kirchen, um Hilfe vom Himmel zu

erflehen für das bedrohte Leben des ritterlichen Königs. In zehnfach verschiedener Weise wurde erzählt, wie das ungeheure Verbrechen begangen sei.

Der Freydank, hieß es, hat es um einen Judaslohn gethan. Die Lützelburger haben ihn mit Gold bestochen. Nun hat er seinen Dank für die Bubenthat; der Märten, des Königs treuer Schalksnarr, hat ihn gezwungen, von seinem giftigen Gebräu selber zu kosten. Nun liegt er auf den Tod und die Lützelburger helfen ihm nicht: auf den Rabenstein sollte man ihn schleppen, da zu verrecken, den Bösewicht.

„Ihr schwatzt, wie Ihr's versteht, thörichtes Volk!" fiel dawider ein Bürger in einer Gruppe zusammenstehenden Volkes ein — „der Freydank ist ein wakkerer, fester, ehrsamer Mann, und ich will meinen Kopf auf den Block legen, wenn ihn eine Schuld trifft bei dem ganzen Handel!"

„Nun, hat der römische König nicht etwa Gift bekommen? hat er's nicht etwa bekommen, weil er den Trank eingenommen, den der Freydank ihm gebraut hat? Und der Freydank soll unschuldig sein?"

„Der Freydank ist ein Mann, der in Ehren grau geworden; er hat Hunderten unter uns von ihres Leibes Gebresten geholfen: er hat es gethan

aus Nächstenliebe und Erbarmniß und gutem Herzen mehr als um des Geldes willen!"

„Ja, das ist wahr," rief hier eine dritte Stimme dazwischen. „Die armen Leute wissen davon zu sagen; der Freydank von Heringen ist ein Mann gewesen nach dem Herzen Gottes bis auf diesen Tag; er hat Gutes gethan, wo er gekonnt hat" . . .

„Und," hub der Andere wieder an, „er hat des Lützelburgers Bestechung nicht nöthig. Er hat an Geld und Gut mehr als er braucht für seine kurze übrige Spanne Leben. Er hat ein Haus und schöne Renten; er ist einer der Ersten in der Stadt; von ritterlicher Geburt; an Ansehen und Ehre bei den Leuten fehlt es ihm nicht, und er ist obendrein noch des römischen Königs Landsmann, aus dem thüringer Land daheim."

„So steckt sein Gehilfe, der Simson, hinter der Decke," meinte hier ein Vierter; „der Bursch sah mir schon aus wie ein Heimtücker!"

„Und ist obendrein seit gestern aus der Stadt hab' ich mir sagen lassen," fiel eine neue Stimme ein.

„O Ihr albernen Mausköpfe," hub hier eine lange, wunderliche Gestalt, die zu dem Haufen trat, mit einer eigenthümlich heiseren und blechernen Stimme

an — „Ihr Mausköpfe, die Ihr seid, denn mehr Gehirn als in dem Kopf einer Maus steckt nicht in dem Euren — was wißt Ihr, wie Alles gekommen, daß nun der arme Königsmann da liegt, gelähmt an allen Gliedern!“

„Wißt Ihr es denn besser, langer Junker?“

„Ei freilich weiß ich's besser, hab' ich's doch selber mit eignen Augen angesehen, wie...“

„Wie er den König vergiftet hat?“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Das nicht, aber was anderes, was Euch nicht minder kurios vorkommen wird — und doch ist's wahr, Kreuz und Dorn, mit diesen meinen verwunderten Augen hab' ich's angesehen — der Schwarzburger hat dem Meister Freydank von Heringen sein Kind, das Blitzmädel mit den blauen Augen, verführt...“

„Das habt Ihr gesehen?“ schrie es von allen Seiten. „Was nun das für Lügen sind!“

„Gesehen hab' ich, wie das Mädel bei nächtlicher Weile zum Hause hinaus gehuscht ist, und wie draußen der Schwarzburger geritten gekommen und sie auf sein Roß gehoben hat.... und dann ist er auf und davon mit ihr!“

Die Art, wie diese Geschichte von der Zuhörer-

schaft aufgenommen wurde, deutete dem langen Junker Echter von der Rhön an, daß es gerathen sein dürfte, sich aus dem Haufen zurückzuziehen, um nicht von der empörten Menge Widerspruch, nicht allein ins Gesicht, sondern vielleicht noch empfindlicheren auf seine geräumige Rückseite zu erhalten.

„Ja, ja, so ist's, ich schwör's Euch — Kreuz und Dorn," rief er deßhalb nur noch so laut, daß er das Geschrei des Haufens übertönte, schlenderte aber zugleich von dannen, um sich in eine andere Gruppe Volks zu mischen und wo möglich hier dieselbe Geschichte anzubringen. Und da sein wackerer Kumpan, der Biedermann Burkhard von Ehrenfels, zu demselben Zwecke in der Stadt umherlungerte, so blieb am Ende ein gewisser Nachhall ihrer Ausstreuungen nicht aus, und in gar vielen Häusern erzählte man sich einige Stunden später im vertrauten Kreise der Sippen, als man um den Mittagstisch versammelt saß, daß Freydank einen Groll auf den König geworfen habe, um seiner Tochter willen.

Und Freydank selbst? Ihn kümmerte wenig mehr, was die Menschen über ihn urtheilten. Er lag seit dem vorigen Abende in völliger Agonie. Seine Sinne waren verdunkelt; er lallte zuweilen noch ein halbes Wort — er stieß zuweilen noch einen kurzen Schrei

wie des Schmerzes aus; aber so gespannt Margarethe, über sein Sterbenslager gebeugt, auf diese Laute lauschte, zu verstehen und zu deuten waren sie nicht. Und sie — sie hätte dem Himmel gedankt, wären ihre Sinne eben so umdunkelt gewesen, wie die des erbarmungswürdigen alten Mannes; hätte sie eben so nahe dem Grabe und dafür ohne das Bewußtsein des entsetzlichen Schicksals sein können, welches ihr Haus getroffen, welches den Vater tödtete, welches aber in seiner ganzen niederdrückenden Schwere doch zumeist auf ihrem Haupte ruhte — denn sie, das erkannte sie klar, war ja im letzten Grunde die Ursache dieser schauerlichen Bubenthat Simsons.

Es waren schon am vorigen Tage Bewaffnete, geführt von des Königs Marschall, in ihrem Hause gewesen. Ob sie den Vater hatten in den Kerker schleppen wollen, das wußte sie nicht; jedenfalls hatten sie beim Anblick des sterbenden Arztes von solchem Vorhaben abgestanden; doch hatten sie seine Medikamente genommen und Margarethe und die Dienerin reden heißen, was sie zur Erklärung des Verbrechens zu sagen vermöchten.

Margarethe hatte von Allem, was ihr Vater gethan in jener Unglücksstunde, nichts beobachtet; sie war ja die ganze Zeit hindurch in einer Hinterstube

des Hauses beschäftigt gewesen. Die Dienerin hatte gesehen, daß der Meister bei Bereitung eines Heiltranks den Simson zur Hilfe gezogen; und Simson war seit jener Stunde verschwunden, Niemand wußte wohin. Auf ihn wurde deßhalb seit gestern schon gefahndet, in der ganzen Stadt durch die Söldner des Raths, draußen durch des Königs thüringische Reuter.

Was König Günther selbst angeht, so hatte er die eigentliche Aufklärung über das, was geschehen, nicht erst durch die schreckensbleiche Margarethe, als sie mit ihres Vaters Gegengiften vor ihm stand, zu erfahren brauchen. Er fühlte es bald, daß in seinem Inneren der Tod wühle. Es war ein entsetzlicher Gedanke — sterben zu sollen, unterzugehn an einem Paar elender Tropfen eines räthselhaften bösen Stoffes! In der Blüthe seiner Kraft, im Beginne, eben ein neues großes Leben, ein Leben für die Welt und die Geschichte anzutreten, sich vernichtet zu sehen, mit all seiner geistigen Macht, seinen kühnen Gedanken, seinen Ideen und Plänen! Eine ganze Welt moralischen Daseins — sie sollte zertreten, besiegt, ausgelöscht werden durch die bloße Kraft eines giftigen Krautes, durch ein winziges Maaß eines eklen Saftes — o es lag ein Hohn für ein stolzes und hoch

gemuthetes Menschenherz darin, demüthigender, qualvoller, grausiger als aller Hohn, alle Qualen, welche die Hölle enthalten konnte! Aber es war zu entsetzlich als daß es zu fassen war; auch Günther hielt sich deßhalb dawider aufrecht, ohne, um dieß zu können, schon jetzt alle seine männliche Entschlossenheit, seinen ritterlichen Muth aufbieten zu müssen. Nur als er Margarethe so plötzlich statt ihres Vaters mit ihren vom Schrecken ins Unkenntliche entstellten Zügen vor sich stehen sah, kam mit einem Male etwas wie ein Gefühl des Erbangens über ihn.

„Der Arzt kommt nicht zurück aus Schrecken vor seinem eigenen Werk!" Dieser Gedanke fuhr ihm durch die Seele.

„Du bist's, Margarethe? Was kommt Dein Vater nicht?!"

„Herr, fragt nicht nach ihm," versetzte sie — „nehmt dieß — und dieß hier — abwechselnd sollt Ihr's nehmen."

„Noch mehr soll ich nehmen, was Dein Vater mir bereitet?!"

Margarethe sah ihn groß an, als ob sie ihn nicht verstehe.

„Was kommt er nicht selbst?" fuhr Günther fort, mit einer Bitterkeit des Tones, die den Sinn

seiner vorigen Frage hinreichend aufhellte, wenn Margarethe ihn nicht faßte.

„König Günther," versetzte das junge Mädchen — „Ihr denkt von meinem Vater nichts Böses....."

„Er hat mir Böses angethan — Gott verzeih's ihm!"

„Er liegt auf den Tod, Herr," rief hier Margarethe mit einem Schrei aus, der wie ein Ausbruch ihres ganzen unsäglichen innern Schmerzes war — „auf den Tod, weil er getrunken hat von dem, was Ihr trankt — er kommt nicht, weil ein Sterbender nicht kommen kann — da habt Ihr die Wahrheit, die ich Euch verbergen wollte — Ihr habt sie mir ausgepreßt!"

Das jammernde Mädchen sank in ihre Knie vor dem Stuhle des Königs nieder und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Meines Vaters Vetter, der böse Mensch, von dem ich Euch sagte, als Ihr mich gen Speier mitnahmt," schluchzte sie dann, „ist seit jenem Tage wieder des Vaters Gehilfe gewesen bei der Ausübung seiner Kunst; er ist verschwunden aus unserem Hause..... o mein Gott, weßhalb hat Niemand auf meine Warnung gehorcht!"

„Führt sie nach Hause — laß sie ihren Vater

pflegen," sagte Günther zu einem der Anwesenden; denn bereits hatte sich sein Wohngemach gefüllt von den treuesten seiner Diener, die Märten herbeigerufen, und König Günther hatte aus ihren Händen schon Gegenmittel erhalten. Auch nach andern Aerzten war schleunig geschickt worden. Was Margarethe herbeigebracht hatte, wies der König zurück.

„Weißt Du, ob nicht auch darüber Dein sauberer Vetter gewesen ist?" sagte er bitter — „o geht und fangt uns doch diesen Vetter ein — wir möchten doch wissen, wer eigentlich die Hand geführt hat, die uns den Lebensfaden abschneidet!"

Günther von Schwarzburg hatte eine eiserne Konstitution. Sie schien selbst dem Gifte Trotz zu bieten. Nachdem die Aerzte, welche man berufen hatte, gekommen waren und alle ihre Kunst aufgeboten hatten, den schädlichen Stoff aus seinem Körper zu entfernen, fühlte er sich wohler; dieß Genesen nahm im Laufe des Tages zu, gegen Abend frohlockten die Aerzte bereits, denn sie fanden seinen Puls und seinen Herzschlag, dessen Rhytmus vorher so gewaltsam gestört war, allmälig wieder zur Regel zurückkehrend. Aber in der folgenden Nacht verschlimmerte sich der Zustand, der König fühlte sich

gelähmt an allen Gliedern, und sein Körper war am andern Morgen stark geschwollen.

So vergingen zwischen Angst und Hoffnung ein Paar Tage; Günther lag schweigend, ohne zu klagen, ohne Theilnahme für das, was man ihm berichtete, auf seinem Schmerzenslager.

Am dritten Morgen verlangte er Nachricht von Freydank von Heringen.

„Freydank von Heringen ist todt, Herr!" lautete die Antwort.

Der König schwieg. Nach einer Weile gab er dem Ritter Hermann von Sachsenhausen, der im Gemache war, auf, für des Arztes hinterlassene Tochter zu sorgen.

„Hat sie keine andere Zuflucht, so bringt sie zu meinem Weibe gen Thüringen," sprach er.

„Sie soll sich der Waise annehmen!"

Eine Weile später wurde ihm ein Ritter gemeldet, der mit einer Botschaft des Erzbischofs Heinrich von Virneburg gekommen sei und, wenn es sein könne, den König selber zu sprechen wünsche.

Günther ließ ihn eintreten. Seine Botschaft, war ein an den kranken König gerichteter Hilferuf. Heinrich von Virneburg war in seiner Burg zu Eltville von den Streitkräften seines Gegners, des jungen

Grafen Gerlach von Nassau, bedroht; sie standen jenseits des Rheins und rüsteten sich zum Uebergange über den Fluß und zum Angriff auf Eltville, und nach den Aussagen der Kundschafter erwarteten sie jede Stunde den Böhmenkönig selbst, der die Unternehmung seines Anhängers unterstützen wollte; der alte Burßmann flehte erschrocken um Beistand von König Günther.

Dieser blickte eine Weile stumm und wie in ganz andere Gedanken versunken den Ritter an.

„Ho ho!“ fuhr er dann wie sich besinnend auf, „hat der Böhme gehört, daß der Schwarzburger Krankensüpplein ißt, und hat nun plötzlich Lust bekommen, seine Mannheit im Felde zu zeigen? Glück auf zu der Fahrt! So will doch wenigstens unser Herrgott seinen Diener nicht in Frieden fahren lassen, ohne daß noch einmal sein Auge das Antlitz dieses Gerechten geschaut! Geh, Ritter, und hinterbringe Deinem Herrn, er solle nicht bangen; König Günther sei seiner Freunde Freund, krank oder gesund, — geh, und tummle Dich!“

Der Bote entfernte sich und Günthers erstaunte Diener erhielten von ihm in festem Tone, in einer Weise, die keinen Widerspruch zuließ, den Befehl, sich zu rüsten, ihm seine Waffen zu bringen, seine Reisigen

und Ritter, so viel ihrer in der Stadt, durch den Klang der Heerhörner zusammen zu rufen; die entfernter vertheilten Mannschaften seines Heeres befahl er eben so eilig aufzubieten, sie sollten, sobald sie schlagfertig, aufbrechen und ihm an den Rhein folgen. Das Alles sprach der König mit lauter tönender Stimme, wie ein Mann, der im Vollbesitz seiner Kraft ist; er warf die Decken und das Krankengewand von sich, er war wie verwandelt. Seine Befehle wurden vollzogen, durch die Stadt schallten die Fanfaren der Zinken, Reisige galoppirten durch die Straßen, ein eifriges Treiben und Tummeln begann, Rufen, Waffengerassel, Hufschlag schwerer Streithengste — um die Mittagstunde stieg der König aus seinen Wohngemächern mit festem Schritt die Stufen in den Hof des Palastes hinab, und schwang sich ohne Jemandes Hilfe in den Sattel des vorgeführten Rosses. —

Die Kunde des Entschlusses, den der König gefaßt, an der Spitze der Seinen zum Kampfe auszuziehen, hatte die letzteren mit einer plötzlichen namenlosen Freude erfüllt. Sie war ihnen eine Bürgschaft gewesen, daß es gut um ihren Gebieter stehe, daß seine Rettung gesichert, seine Kräfte zurückgekehrt — aber als die, welche den Hof der Königsburg

füllten, ihn jetzt sahen, da umdüsterte sich ihr Auge wieder beim Anblick des bleichen, aufgedunsenen, entstellten Gesichts, und sie ahnten, daß vielleicht nur die übermächtige Anstrengung einer herrischen Willenskraft alle seine Muskeln in einen unnatürlichen Zustand gespannt habe, dem eine schlimmere Abspannung schnell folgen müsse. Fürs Erste aber schienen ihre Sorgen eitel bleiben zu sollen; König Günther befehligte und führte seine Schaaren wie in seinen gesundesten Tagen und war Allen vorauf in rastlosem Marsche. So blieb es bis zum Abend; nur mit Mühe vermochte man ihn, nicht ohne Aufenthalt den Zug bis ans Ziel fortzusetzen, und in Cassel zur Nacht Herberge zu nehmen. In der Frühe des andern Morgens war er ebenso rastlos wieder auf; die Anstrengung des vorigen Tages schien ihn gekräftigt zu haben; seine Züge waren leise geröthet, weniger entstellt; er war wie am vorigen Tage trotz seiner gelähmten Glieder in den Sattel gestiegen, wenn man dabei auch durch das Zucken der Gesichtsmuskeln, das beinahe zornige Zusammenziehen seiner Brauen, auf einen furchtbaren Schmerz schließen konnte, den er zu überwinden hatte.

Man hatte sich auf eine Stunde etwa Eltville genähert, als die Reiter des Vortrabs in hastiger

Eile zurückgesprengt kamen. Sie brachten die Nachricht, daß um die Mauern der alten Bischofsburg der Kampf entbrannt sei und bald darauf schlug das Getöse des Streites an das Ohr der königlichen Schaar. Die Hengste griffen nun weit aus, Günthers mächtiger hoher Rappe vor ihnen allen; die Sonne blitzte in dem goldnen Reichsaar auf dem schweren Helm, den der König sich von seinen Waffenträgern hatte reichen und anlegen lassen. Neben ihm flatterte des Reichs Rennfahne schwarz und golden in den Lüften — so ritt er in den Kampf, ein echter deutscher König — aber auch des deutschen Heldenthums, der deutschen Hoheit echter, von tragischer Poesie umflossener Ausdruck und Spiegel — er war ja ein dem Tode geweihter Mann, und in ihm lag, mächtiger als Heroismus und Sieg, zäher als alle Kraft des Leben gebenden Geistes und Gedankens — der Keim der Vernichtung.

Des Erzbischofs von Mainz Reiter und Söldner waren bereits in voller Flucht; sie wogten zersprengt in wildem Schwarm dahin. Unter den Reihen der nachsetzenden Feinde flatterte der weiße Helmbusch König Karls von Böhmen; die böhmischen Schlacht- und Siegesrufe klangen zu der Anhöhe hinauf, über welche der Weg sich wand und von der herab jetzt

Günther und seine Ritter den Kampfplatz überschauten. Der König hielt einen Augenblick, um seine Schaar, die wie eine lang sich hinwindende Schlange seinem Wege gefolgt war, heran kommen und sich in zwei Flügeln, zur Rechten und Linken der Straße, ordnen zu lassen. Die Sieger auf dem eltviller Felde da unten hatten ihn augenblicklich erspäht: ihre Hörner schmetterten hastige Signale, um die aufgelöst verfolgenden Haufen zu einer geschlossenen Aufstellung zurück zu rufen; die, welche dem fliehenden Feinde zunächst auf den Fersen waren, achteten derselben nicht, andere hatten sich zum Plündern der Erschlagenen von den Pferden geworfen — aber um den König Karl drängte sich dennoch bald eine dichte, den Streitkräften Günthers entschieden überlegene Zahl von Mannen.

Günthers scharfes Auge überblickte prüfend ihre Zahl und die Stellung, welche sie einnahmen.

„Herr, wir sollten harren, bis die Mannschaft, die uns folgt, herangekommen ist; der Feind ist uns überlegen und wir sind ohne Rückhalt und sichern Rückzugspunkt,“ meinte Hermann von Sachsenhausen. Die neben dem Könige ritten, stimmten dem bei und wollten nur linkshin am Rheinufer eine Aufstellung genommen wissen, damit man den Feind aufhalten

könne, wenn er sich über den Rhein wieder zurückziehen wolle. Aber Günther hörte nicht auf sie. Er ließ die Rosse verschnaufen, dann die beiden Flügel gleichmäßig vorgehen und als sie auf Pfeilschußweite dem Feinde, der sie festen Fußes erwartete, nahe gekommen, winkte er mit der Hand und seine Hörner schmetterten die Zeichen zum Angriff. Er selbst, in der Mitte der Schlachtordnung, in der vordersten Reihe, spornte den wiehernden Schlachthengst und wie ein dunkles, donnerndes Gewölk fuhr seine Schaar auf die Feinde nieder. Der Anprall war furchtbar, er schien unwiderstehlich und doch hielten die Feinde ihn aus. König Karls Reisige und Söldner leisteten hartnäckigen Widerstand. Die Böhmen waren in jenen Tagen das gefürchtetste, berufenste, unbezwingliche Fußvolk. Aber ihre Tapferkeit mußte zu Schanden werden an diesem Tage. Die furia tedesca, die der Schmerz um den verrathenen Herrn, der Durst nach Rache zum Wahnsinn stachelte, kam über sie wie der Würgeengel — die deutschen Hiebe schienen Eisen zu spalten wie morsches Holz; Sterbende und Verstümmelte bedeckten den Boden, wunde Rosse wieherten ihren Schmerz aus und brachen zusammen, dichter Staub wirbelte und ballte sich zu einer riesigen Wolke, alles verdeckend, über dem

Knäuel der Streitenden zusammen, und nur die Flüchtigen wurden wieder sichtbar, die erst einzeln, dann in immer zahlreicheren Haufen aus dem wirren Durcheinander des Kampfes hervorbrachen, um sich zu retten. Ein vollständiger Sieg war nach kurzer Frist erstritten. Die Flucht der Böhmen brauste hinab, dem Rhein zu; die Ritter Günthers trieben sie vor sich her, waren mitten zwischen ihnen, mit den langen Schwertern um sich mähend, als habe jeder die Sichel des Todes in seiner Hand. Der goldne Reichsaar König Günthers war dicht hinter dem Zimier mit dem königlichen Löwen von Böhmen, den keine weißen Federn mehr umflatterten; in wilder Siegesfreude spornte Günther sein Roß, er sah schon den flüchtenden Gegner von seiner Faust gepackt, aus dem Sattel gerissen, bestrickt, in seiner Gefangenschaft. Da prallte eine geordnete Schaar von Reitern auf seiner linken Seite wider die wild und aufgelöst dahin stürmenden Sieger an — diese wichen dem unerwarteten Stoß, König Günther zügelte seinen Hengst, um mit raschem Blick das Wesen der plötzlich über ihn kommenden Gefahr zu prüfen — darüber entkam ihm der Verfolgte und Karl von Böhmen war gerettet.

Er dankte sein Leben oder seine Freiheit dem

Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieser war weiter oben über den Rhein gesetzt und hatte durch den Seitenangriff die Sieger gezwungen, inne zu halten. Jetzt ritten seine Reiter geordnet und wie eine Mauer zwischen den Schaaren Günthers und den Fliehenden auf; er begnügte sich damit, die Flucht Karls von Böhmen zu decken, ohne einen Angriff zu wagen. Auch Günther befahl keinen erneuten Angriff; er fürchtete, daß seine Mannschaft zu ermüdet sei, um mit den frischen Streitkräften des Schwaben siegreich zu ringen. Darum ließ er seine mit Staub, Schweiß und Blut bedeckten Krieger sich um ihn sammeln, und zog dann an ihrer Spitze mit Siegesfanfaren in die Stadt und Bischofsburg von Eltville ein.

Achtes Kapitel.

Der Mörder.

Während König Günther in dem Hause seines treuesten Anhängers von seiner Erschöpfung nach der blutigen Arbeit rastet, wollen wir uns nach dem Schicksale des Giftmischers umsehen.

Simson hatte, nachdem er die entsetzliche That

verübt, ohne Verzug die Wohnung seines Lehrherrn verlassen und zuerst die Herberge aufgesucht, wo er seine zwei Gesellen, die wackeren Turnierfechter, zu finden hoffen durfte. Burkhard von Ehrenfels war nicht daheim; der lange Echter streckte seine Glieder in trägem Schlafe auf dem Bette in seiner und seines Kumpans Kammer. Als er von dem Geräusch, welches Simson durch sein Eintreten verursachte, geweckt, aufblickte, und das bleiche Gesicht, die zuckenden Mundwinkel, die stechenden, unstäten Blicke des jungen Mannes wahrnahm, richtete er sich langsam empor und sagte halblaut:

„Ei, Junker von Heringen, ich glaub', Ihr habt mit dem Gottseibeiuns just eben einen Pakt gemacht und der Handel reut Euch schon — — — so seht Ihr aus."

Simson setzte sich auf das Fußende des Bettes, faltete die Hände und blickte einen Augenblick starr vor sich hin.

„Ich hab's gethan!" sagte er dann kaum hörbar.

„Was habt Ihr gethan?" fragte Echter, unmerklich zusammenschreckend, aber tonlos und gleichmüthig.

„Was ich wollte!"

„Und Ihr wolltet?"

Simson warf ihm einen verächtlichen Seitenblick zu. Er schwieg eine Weile wieder.

Dann fuhr er plötzlich auf.

„Nun rüstet Euch. Wir müssen fort. Die Luft hier ist ungesund für uns.“

„Ungesund? Freilich, Ihr müßt es wissen, denn Ihr seid ein Stück von einem Arzt. Aber was ist's mit der Luft? Ich meine, es sei eben so gut, hier Brod essen, als anderswo!“ —

„Es wäre gut, wenn Ihr endlich aus Eurem faulen Schlafe aufwachtet, Echter,“ erwiederte zornig Simson. „Oder denkt Ihr mich zu hänseln mit Euren dummen Fragen? Ist dazu der Augenblick? Geht hinunter und laßt satteln; ich sage Euch, binnen einer halben Stunde müssen wir zum Thore hinaus sein, oder Euer Hals steht in Gefahr. Soll ich's Euch in die langen Ohren schreien: es ist gekommen, wie ich's gewollt habe. Der Freydank ist zum Schwarzburger gerufen, um ihm ein Fieber zu vertreiben, und hat ihm einen Trank gemischt, und in den Trank habe ich geschüttet, was dem Schwarzburger für alle Zeiten die irdischen Gebresten vertreibt — kurz es ist gethan, was ich Euch gelobt. Nun tummelt Euch, und helft mir von dannen. Sattelt und laßt uns eilen, daß wir in die frische Luft kommen.“

„Habt Ihr Euer Stücklein vollführt? Ei, ei! Ich hätte es Euch nicht zugetraut," sagte Echter bedenklich und von seinem unheimlichen Gast etwas abrückend.

„Ihr werdet mich toll machen mit Eurem müßigen Geschwätz und Eurer erheuchelten Ruhe," fuhr Simson ihn abermals an.

„Nur stät, nur stät, Mann," sagte Echter. „Ihr habt ja Alles vorher so wohl überlegt, so pfiffig ausgedacht. Weßhalb seid Ihr denn jetzt so im Sturm? Gibt der Freydank mit dem Fiebertrank dem Schwarzburger etwas ein, was ihm nicht wohl bekommt, und der Kranke stirbt daran — ei, so hat ihn das Siechthum getödtet; oder hat ihm nicht das Siechthum zur ewigen Seligkeit verholfen, nun, so hat's der Meister Freydank gethan, der's dem Schwarzburger nicht vergessen, daß er sammt dem lieben Töchterlein Versteckens mit dem alten Mann gespielt.... spracht Ihr nicht immer so?"

„Aber der Freydank wird, sobald er Verdacht schöpft, sich nach mir umschauen. Ich sag' Euch, wir müssen fort."

„Wohin?"

„Ei, über den Rhein, zum Böhmenkönig!"

„Wollt Ihr einen Rath von mir?"

„Welchen?“ fuhr Simson ihn an.

„Geht allein!“

„Ich soll jetzt allein fliehen? Ich soll allein zum Könige, der mich nicht kennt?“

„Aufrichtig gesagt, es wär' mir lieber,“ versetzte Echter. „Denn was das angeht, daß der König Euch nicht kennt . . . . nun seht, es wäre möglich, daß König Karl auch von mir nicht viel Wissenschaft hätte.“

„So habt Ihr mich belogen!“

„Wenn Euer Gemüth Euch dazu drängt, es so zu nennen — thut's immerhin — meine Freundschaft für Euch sieht es Euch wegen der Laune, worin Ihr seid, großmüthig nach.“

„Und der Burkhard — wo ist Burkhard? — vielleicht finde ich in ihm einen Rest von Scham, der ihn abhält, so niederträchtig schlecht an mir zu handeln, wie Ihr es thun wollt.“

„Der Burkhard treibt sich irgendwo in der Stadt umher, mein sanftmüthiger Freund Simson,“ versetzte Echter von der Rhön. „Wollt Ihr ihn suchen, so thut's. Aber ich glaube, es würde Euch wenig frommen. Der Burkhard würde Euch dieselben liebreichen Vorstellungen machen wie ich. Er würde Euch sagen: Beruhige Dich, werther Kumpan und Geselle; schiebe

Dich sachte zum Thor hinaus, und so stille wie möglich. Ziehen wir alle Drei zu Roß von dannen, so läßt sich etwelches Geräusch nicht vermeiden, denn die Pferde haben nicht zwei flinke Füße wie Du, sondern vier Hufe und an den vier Hufen schwere klappernde Eisen. Solltest Du auf Deinem Wege zweckmäßig finden, in irgend ein Mauseloch zu kriechen, so ist das auch leichter auszuführen, bist Du ohne Roß und Gesellen, als mit ihnen! darum, wackrer Simson, verzichte noch für eine kurze Weile auf Dein stolzes Begehren, von nun an nur noch mit Roß und Reisigen hinter Dir über Land zu ziehen, und — lauf allein!"

„Memme," schrie Simson im heftigen Zorne.

„Ei, das ist ein keckes Wort, junger Mann."

„Du bist's — Du hast Furcht, Du denkst an die Gefahr . . . ."

„Ganz richtig," fiel Echter ein, „ich denke an die Gefahr — an das: Mitgefangen, mitgehangen —"

„So gib mir Dein Roß!"

„Ich fürchte auch für mein armes Roß; es könnte ihm in der Achtung der Leute schaden, wenn es in Deiner Gesellschaft betroffen würde. Du mußt auch wissen, daß es ein sehr moralisches Thier ist und etwas wählig in seinem Umgang; es hat blitzschnell

den Sterz in die Höhe, wenn ihm ein Kumpan nicht behagt, so daß er auf den Sand fliegt."

„Nun, elender Wicht, so geh ich allein, denn der Boden brennt unter meinen Füßen hier. Aber wie Du von mir, so sag ich mich los von Dir" — eiferte Simson mit von Wuth unterdrückter Stimme; „ich werde es dem Könige Karl zu wissen thun, welche treue Diener er an Dir und Deinem Spießgesellen hat, welchen Beistand ich von Euch erhalten habe — Euer Lohn soll Euch nicht entgehen!"

„Der Mensch hat eben mit Gift gemordet und redet doch wie die grüne Unschuld selber," antwortete Echter lachend. „Nun, es mag so sein. Schließen wir Frieden zum Abschied, edler Simson. Du verzichtest auf unsere Begleitung und wir auf Dein Fürwort bei König Karl. Und jetzt, mein' ich, hält Dich nichts mehr ab, Deine Reise anzutreten. Wir werden Dich hier freundlich in der Erinnerung tragen. Wir werden auch das Unsere thun, daß man Dein Stücklein dem alten Freydank in die Schuhe schiebe, und nicht etwa Dir. Es ist ja auch unser eigener Nutzen; denn wenn sich der löblichen Obrigkeit eine plötzliche Theilnahme für Dein ferneres Schicksal bemächtigen sollte, so könnte sie auch auf den überflüssigen Gedanken kommen, sich nach

Deinen treuen Freunden Echter von der Rhön und Burkhard von Ehrenfels erkundigen zu wollen. Nun weißt Du, was Du von uns zu erwarten hast. Und damit Gott befohlen."

Simson verzichtete darauf, länger einen Beistand von dem Turnierfechter zu verlangen, den dieser entschlossen war, zu verweigern. Ohne nur noch ein Wort zu sagen, ohne Echter weiter eines Blickes zu würdigen, stand er auf und ging, das Herz geschwollen von Bitterkeit und Groll. Er war nicht allein empört über die Niederträchtigkeit dieses Menschen, wie er es nannte, der ihn anfangs durch Versprechungen und Rathschläge zum Verbrechen gestachelt hatte und ihn jetzt so schmählich von sich wies; er ahnte aus diesem Betragen Echters etwas, was ihn noch mehr empörte. Wenn dieser schlechte Turnierfechter ihn so zu höhnen wagte, wie mußte es dann mit dem Lohn für sein Verbrechen aussehen? Hätte Echter gewagt, ihn so zu behandeln, wenn er voraussetzte, daß die verheißene Gunst des Böhmenkönigs Simson wirklich für seine That zum reichen Manne, zum Herrn über Land und Leute machen werde?

Diese Frage drängte sich Simson augenblicklich auf, wenn er auch nicht die Ruhe besaß, über sie lange zu grübeln. Denn sobald er die Herberge der

beiden Turnierfechter verlassen hatte und wieder auf die belebten Gassen hinaustrat, schnürte ihm die Angst die Brust zusammen: seine Seele war von diesem Moment an in seinen Augen, die in jedes Antlitz jedes ihm begegnenden Menschen sich forschend bohrten, um zu erspähen, ob nicht die Kunde seiner That darauf geschrieben stehe. Und eben so lauschte sein Ohr auf jede laut gesprochene Rede, welche ein Vorübergehender mit dem andern wechselte; immer und immer wieder glaubte er die Worte: Gift, König Günther, Simson von Heringen . . . . daraus zu hören. Darum eilte er so rastlos dem nächsten Thore zu. Dann stockte sein Gang. War es die Scheu vor den Soldknechten der Wache? Glaubte er, das Kainszeichen stehe an seiner Stirn? Es mußte so sein — denn nur, indem er seinen Schritt plötzlich fast zum Laufen beschleunigte und sich ängstlich an die der Stube der Thorwächter entgegengesetzte Seite drückte, gewann er es über sich, das Thor zu passiren.

Als er draußen war und nach einer Weile ganz das freie Feld gewonnen hatte, zügelte er seine Hast und gönnte sich nun volle Muße, dem nachzuhängen, was Echters Worte und Benehmen in ihm aufgestachelt hatten. Eine unsägliche stille Wuth erfaßte ihn.

Denn in diesem Zorn gegen seine ehemaligen Freunde, die ihn jetzt so schmählich im Stich ließen, kochte sich alles zusammen, was an entsetzlichen Gefühlen in seiner Brust lag: die innere Angst über die Folgen seiner That; die unausbleibliche Reue über sie, die ihn längst erfaßt hatte, ohne daß er daran dachte, sie sich zu gestehen; der Gedanke an die Welt von Haß, Fluch und Verwünschungen, welche nun auf seinen Schultern lag und ihm folgte wie ein unsichtbares Eumenidenheer, wohin er auch sich wende. Denn mochte auch der erste Schein, wie er es berechnet und gewollt hatte, ganz auf seinen Lehrherrn und Meister fallen — Freydank stand zu hoch in der Achtung der Menschen, als daß nicht eine Menge von ihnen geneigt gewesen wäre, diesem zu glauben, wenn er sich vertheidigte, wenn er betheuerte und schwor und wehklagte, daß Niemand als sein Gehilfe der Schuldige sein könne.

In so verzweifelter Stimmung wandelte denn der Königs-Mörder seines Weges dahin. Die Verfolger, welche nach ihm ausgesandt worden, erreichten ihn nicht. Man hatte zu viel Zeit verloren, in der Stadt nach ihm zu fahnden; als Günthers Reiter auszogen und begannen, die Umgegend zu durchstreifen, hatte Simson bereits einen großen Vorsprung.

Zudem gebrauchte er die Vorsicht, nicht der Heerstraße zu folgen, sondern auf Fuß- und Nebenwegen durch die Felder zu schleichen. So kam es, daß er in Sicherheit in der spätesten Abendstunde Mainz erreichte, welches, als jetzt des Königs Karl von Böhmen Hoflager, sein Ziel war.

Früher, vor der Verübung seiner That, hatte er in seinen Plänen und Träumen sich keck und ungescheut, sobald ihm seine Absicht gelungen, vor Karl IV. treten sehen, den Lohn zu verlangen. Jetzt war auch das anders. Die kecke Zuversicht war ihm geschwunden, und je näher er Mainz gekommen, desto ängstlicher war er geworden bei dem Gedanken, wie der König ihn aufnehmen, und sein Verlangen beantworten werde. Als er in der Stadt angelangt, hatte er die Absicht, den König selber anzugehen, bereits ganz aufgegeben; aber er hatte sich vorgenommen, bei dem Kanzler des Königs, von dessen Einfluß und Macht er die beiden Turnierfechter hatte sprechen hören, Gehör zu verlangen. Nach Echters Reden mußte er ja jetzt auch argwöhnen, daß die letzeren selber niemals im Verkehr mit dem Könige gestanden; aber daß sie mit Dietrich Kagelwidt verkehrten, das war ihm aus ihren Aeußerungen hinreichend klar geworden, daran durfte er nicht zweifeln.

Er nahm in einer kleinen abgelegenen Herberge Quartier, um eine schlaflose Nacht dort zuzubringen. Am Morgen darauf ließ er sich Wein geben, trank still im Winkel der Gaststube so lange, bis er sich hinreichend zu seinem Wagniß gestärkt fühlte, und dann ließ er sich den Weg zeigen zur Wohnung des königlichen Kanzlers. Dieser wohnte hinter dem Kreuzgang des Domes, im ‚alten Walpoten', dem Stammhaus der mächtigen Familie der Walpoten von Mainz; da hatte Dietrich Kagelwidt während seines Gebieters Anwesenheit in der Stadt sein Hauptquartier und seine Schreibstube aufgeschlagen.

War es die Gluth des so früh getrunkenen Weines, aus dem Simson sich hatte Muth schöpfen wollen, was jetzt sein Herz so beklommen schlagen machte, während er durch den düstern Vorhof des alten Hauses schritt? Ein Diener führte ihn, der ihm gesagt hatte, daß er den Kanzler sprechen könne — hätte der Mann ihm eine abschlägliche Antwort gegeben, es wäre ihm eine Freudenbotschaft gewesen — so ängstlich war ihm jetzt ums Herz. Diese Beklommenheit war so stark, daß Simson anfangs keine Worte finden konnte, als er nun wirklich in das weite und hochgewölbte Gemach eingelassen wurde, in welchem der Kanzler von seinen Archivkisten umgeben

saß, und eben an ein Paar Schreiber, die vor ihm standen, Befehle und Anweisungen über Arbeiten, so er ihnen auferlegt, ertheilte.

Dietrich Kagelwidt blickte Simson mit seinen kleinen Augen forschend an.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

„Mit Euch reden, Herr, wann Ihr allein seid," stotterte Simson.

Der Kanzler winkte den Schreibern und diese gingen.

„Nun?" sagte Dietrich Kagelwidt.

Der Augenblick war gekommen, wo Simsons Lippe selber das entsetzliche Wort sprechen, wo er selbst es einem Sterblichen gestehen sollte, was er vollbracht. Wie, wenn dieser kleine hagere Mann mit dem stechenden Blick sein Geständniß nur annahm, um es der Welt zu verrathen, ja, sich gegen ihn um so tückischer und verrätherischer zeigte, damit man erkenne, daß er selbst ohne Theil an der That? Oder wenn er vielleicht wirklich ohne Antheil daran — wenn alles nur von den Turnierfechtern auf eigene Faust ersonnen? War nicht auch das möglich? Durfte er nicht nach dem, was er gestern mit Echter von der Rhön erlebt, diesen Menschen Alles zutrauen?

Solche Gedanken durchkreuzten Simsons Hirn,

als er allein vor dem Kanzler stand, und das Mienenspiel, welches sie seinen Zügen aufdrückten, schien nicht so zu sein, daß Dietrich Kagelwidts Antlitz dadurch zu einem freundlicheren und ermuthigenderen Ausdrucke bewogen worden wäre.

„Was willst Du von mir? Sprich!“ begann der Kanzler wieder.

„Seid Ihr des Königs von Böhmen Kanzlar, Herr Dietrich Kagelwidt?“

Kagelwidt warf noch einmal einen stechend forschenden Blick auf den vor ihm stehenden jungen Menschen mit den entstellten Zügen, auf denen hohe Röthe und Bläſſe mit einander abwechselten. Dann trat er einen Schritt, wie wenn er von einer plötzlichen Furcht ergriffen worden, zurück.

„Ich bin des deutschen Königs, unseres gnädigen Herrn, Kanzlar,“ sagte er zögernd.

„Und Ihr kennt den Echter von der Rhön, den Burkhard von Ehrenfels doch?“

„Mag sein,“ antwortete der Kanzler, immer weiter zurückweichend.

„Sie haben Euch gesagt . . . . oder besser, Ihr habt ihnen gesagt, daß“ . . . . .

„Seid Ihr gekommen, ein Verhör mit mir anzustellen?“

Simson ward durch diese barsch ausgestoßene Frage vollends eingeschüchtert, so daß er seine mühsam behauptete Haltung verlor.

Er schlich nach dem nächsten Sessel und indem er wie gebrochen hinein sank, sagte er tonlos:

„Mir ist nicht wohl, Herr — vergönnt mir ein wenig Ruhe!“

Dietrich Kagelwidt sah, daß er von diesem seltsamen Menschen nichts zu fürchten habe. Er trat ihm näher und war eben im Begriff, ihn durch eine freundlichere Anrede zu ermuthigen, als ihm plötzlich ein Gedanke, der ihn wie ein Blitzstrahl traf, durch den Kopf fuhr.

Hatte ihm damals, als Burkhard von Ehrenfels in Speier ihm Späher-Nachrichten aus Frankfurt überbracht, dieser nicht von einem jungen Menschen, einem angehenden Medikus geredet, der König Karls Gegner aus der Welt schaffen wollte? War etwa die That geschehen? War dieß der Mann? Dietrich Kagelwidt fuhr ängstlich zusammen. Wir müssen zu seiner Ehre gestehen, es wäre ihm keine Freudenbotschaft gewesen. Er wußte sich allerdings schuldig, den Turnierfechtern in böser gereizter Stimmung Dinge gesagt zu haben, die sie als eine Aufforderung zum Meuchelmord betrachten konnten. Daß

es aber wirklich zu einer solchen That, die ja so mißlich, schwer, ja fast unmöglich auszuführen war, komme, das hatte Dietrich Kagelwidt schon damals wohl kaum geglaubt, und wie wir sahen, hatte er sich später ernstlich davon losgesagt. War es nun dennoch geschehen? Und kam dieser wunderlich aussehende, zerrüttete Mensch zu ihm, wie zu einem Mitschuldigen? Der Gedanke gab dem Kanzler etwas wie einen Stich ins Herz . . . zugleich stand aber auch der Plan fest, nach welchem er in diesem Falle verfahren wollte. Er wollte nicht, wenn der Fremde ihm Geständnisse mache und dann einen Lohn von ihm verlange, betheuern, er habe keine Gemeinschaft mit Mördern; er wollte nicht dann den Lohn weigern, wie ein Zwiezüngiger, der der Erfüllung seiner Versprechen auszuweichen sucht — nein, er wollte, er durfte es gar nicht dahin kommen lassen, daß man überhaupt vor ihm so schreckliche Geständnisse wage.

„Beruhigt Euch," sagte er deßhalb rasch mit größter Freundlichkeit; „ich sehe, es ist Euch nicht wohl, junger Mann, das kommt daher, weil Ihr, wie es nach Euerem Aeußern scheint, einen langen Weg gemacht habt; wenn ich nur wüßte, was ein Medikus bei solcher Erschöpfung für ein Mittel

zur Erfrischung reichen ließe! Ihr solltet es gleich haben!"

„Einen Medikus braucht Ihr nicht suchen zu lassen, Herr, ich bin selbst ein Stück davon," versetzte Simson . . . .

Dietrich hatte gehört was er wissen wollte. Schnell, wie um jedes weitere Wort Simson abzuschneiden, fiel er ihm in die Rede:

„Und Ihr kommt aus Frankfurt, wo Ihr den Burkhard von Ehrenfels und den Echter von der Rhön habt kennen lernen, die Euch irgend einen bösen Streich gespielt haben, wie es ihre Art und Weise ist, die tückischen Strauchdiebe, und so kommt Ihr zu mir, um wider sie zu klagen, weil Ihr glaubt, sie stehen in unserem Dienst und Lohn und deßhalb habe auch unser gnädiger Herr und König Macht und Gewalt über sie — aber Ihr habt den Weg umsonst gemacht, mein Bursche, und wenn Euch daheim nicht die Herren vom frankfurter Rath oder der Günther von Schwarzburg, der ja ein wohlmeinender Herr ist, jegliches Mannes Bitte und Beschwer mit Huld aufnimmt und mit strenger Gerechtigkeit jeden Frevel ahnden läßt, — wenn der Euch nicht zu Eurem Rechte verhelfen kann — wir wahrlich können es noch weniger."

Simsons Gesicht überzog bei Dietrichs Worten eine fahle Blässe.

Dietrich war sie nicht entgangen.

„Es ist so!“ sagte er sich und dabei stockte auch ihm das Blut in den Adern, aber er bezwang sich vollkommen und fuhr mit der größten Geläufigkeit zu reden fort:

„Ihr verwundert Euch, daß Ihr über den Schwarzburger, der meines Herrn Gegenkönig ist, mich so reden hört — aber weßhalb soll ich Günthers Tugenden und tapferes, männliches Gemüth nicht anerkennen — stehen wir uns doch als ehrliche Gegner und deutsche Männer gegenüber, die nur mit redlichen Waffen kämpfen, und es in Gottes Hände legen, wem er den Sieg bescheeren wird, und keine Arglist und Heimtücke wider einander haben, ja sich sicherlich nichts Arges wünschen; noch gestern am Abend sprach König Karl, mein gnädiger Herr, zu mir: Es ist ein Mann, hochgemuthet und ritterlich, dieser Schwarzburger, und ich danke Gott, daß es kein schlimmerer Gegner ist, der mir gegenüber steht, als dieser brave Graf Günther von Schwarzburg; hoffen wir, daß es unseren Unterhandlungen gelingt, uns friedlich um unsere Rechte zu vertragen, dann wird der Schwarzburger einen warmen Freund an mir haben für seine Lebens=

zeit. So sprach König Karl, und ich theile seine Anerkennung für den edlen Sinn Eures Königs in Frankfurt da; seine Sache freilich steht wider unsere Sache, seine Partei und unsere Partei liegen wider einander im Felde, aber das ist eben edle Rittersitte, daß man die Sache von der Person unterscheidet, und so kann ich Euch sagen, daß, was des Schwarzburgers Person angeht, ich nicht möchte, es würde ihm ein Haar gekrümmt! Aber wohin gerathe ich mit dem Allen, ich wollte Euch nur sagen, daß, wenn's so ist wie ich errathe, ich Euch nicht helfen kann, denn wahrlich, mit diesen Turnierfechtern, von denen Ihr redet, haben wir nichts zu schaffen — einmal freilich habe ich das Unglück gehabt, einem von ihnen Gehör zu schenken und ihm für untergeordnete Späherdienste, die er antrug, ein Stück Geld vor die Füße zu werfen — es geschah im Grunde nur, um den zudringlichen Bettler loszuwerden, denn ich hatte just andere und wichtigere Dinge zu thun als den Strolchen anzuhören . . . seitdem hab' ich erfahren, brüsten sie sich bei jedem, der's hören will, mit meiner Gunst. Nun, es kommt wohl einmal die Zeit, wo wir sie fassen, und dann, darauf verlaßt Euch, mein Bursche, dann laß ich sie beide augenblicklich hängen — das ist aber auch der einzige

Trost, den ich Euch geben kann. Wollt Ihr selber etwas dazu thun, daß an den Strauchdieben Recht geübt werde, so begebt Euch in meinem Namen zum Meister Prokop von Wislawitz, unseres Königs und Herrn Zuchtmeister und Scharfrichter, und sagt ihm, er solle, so lasse der Kanzlar ihm befehlen, die Namen der zwei Junker sich merken als zweier hangmäßiger Männer — Ihr findet den Meister Prokop im Palast des Königs, denn er hat ihn immer in seiner Nähe, um Todtschläger, Mörder, heimtückische Bursche und dergleichen Ungeziefer zu justifiziren." —

Dietrich Kagelwidt, der diese Worte rasch und beinahe fieberhaft aufgeregt hervorgesprudelt hatte, sah, daß es längst genug sei.

Nie in seinem Leben hatte er einen Menschen vor sich gehabt, der in all seinem Wesen deutlicher gezeigt hätte, daß er ganz zu Boden geschlagen, daß er innerlich völlig gebrochen sei. Was er gesagt, war so das Gegentheil von Allem dem, was Simson nun seit Monden hier zu hören erwartet hatte, daß der Letztere ihn bleich anstarrte, ohne nur noch eine Sylbe über die Lippen zu bringen. Nur der letzte Theil von des Kanzlers Rede schien etwas zu enthalten, was den Unglücklichen wieder zu sich selber brachte.

Er sprang auf und wandte sich zum Gehen.

„Wollt Ihr zum Meister Prokop?“ fragte Dietrich Kagelwidt, während ein dämonisches Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

„Ich will gehen, Herr, weil ich keine Hoffnung habe, daß Ihr mir helfen könnt!“ sagte Simson stammelnd und verließ eilig des Kanzlers Gemach.

Dietrich Kagelwidt blickte ihm nach und horchte auf die Schritte, die auf dem Vorplatze verhallten, und stand noch lange wie angewurzelt an der Stelle.

„Es ist so — es ist geschehen — Gott weiß es, wie!“ sagte er sich. „Herr im Himmel, Du weißt, ich habe keinen Theil daran — Du wirst nicht mich dafür strafen!“

Dann sann er nach, ob es nicht dennoch räthlich sei, diesen Menschen, den er da frei und ledig ausgehen ließ, fangen und schleunig hängen zu lassen?

Wenn es nun ruchbar wurde, daß der Mörder sich nach Mainz gewandt, daß er dort sofort und am lichten Tage den Kanzler König Karls aufgesucht? Würde dann nicht allüberall das Geschrei sich erheben, der König habe den Mörder gedungen, dieser sich einen Blutlohn geholt? Schon bewegte sich die Hand des Kanzlers nach der silbernen Pfeife an seinem Halse, um mit ihr Leute der Dienerschaft her-

einzurufen — aber nein . . . die Hand sank wieder zurück —

„Es ist zu gefährlich," sagte sich Dietrich — „wir dürfen nichts mit diesem Menschen zu schaffen haben . . . lassen wir ihn auch auf der Stelle aufknüpfen, so sind wir doch der Verläumdung ausgesetzt. Sie haben ihn stumm gemacht, weil sie sein Maul fürchteten, sie haben vorgezogen, nachdem die That geschehen, den versprochenen Lohn in der Tasche zu halten — so würde es heißen! Wenn wir nichts thun, so bleibt immer die Hoffnung, daß Niemand seinen Gang zu mir erfährt und das wäre das Beste — er wird sich hoffentlich von hier schon aus dem Staube machen!"

Nachdem der Kanzler so mit sich ins Reine gekommen, welche Politik hier die beste für ihn sei, eilte er seine Wohnung zu verlassen, um ungesäumt dem Könige Karl zu hinterbringen, was aller Wahrscheinlichkeit nach in Frankfurt sich zugetragen habe.—

Neuntes Kapitel.

Des Königs Tod.

Der Sieg über seinen Gegner war die letzte Ritterthat Günthers. Die Aufregung des Kampfes, die Siegesfreude hatten ihn sein Siechthum vergessen lassen. Aber als er unter dem von ihm befreiten gastlichen Dache seines Bundesgenossen sich niederlegte, um von all der Anstrengung auszuruhen, da legte er sich, um sich nie mehr zu erheben. Er fühlte sich gebrochener an allen Gliedern als je vorher; die Lähmung seiner Muskeln war doppelt so stark als sie gewesen; der Schatten des Todes legte sich leise, aber dichter und dichter über sein in dumpfes Hinbrüten versinkendes Gemüth. Der alte Erzbischof saß weinend an seinem Lager, aber König Günther sah diese Thräne nicht, oder er faßte ihre Bedeutung nicht mehr. Nur einmal noch sollte er zu vollem Lebensbewußtsein geweckt werden, und nun flackerte das starke und zähe Leben des wunden Löwen noch einmal drohend auf — um dann für immer in sich zusammenzusinken.

Markgraf Ludwig von Brandenburg war es, der sich den Ruhm zuschreiben konnte, diese Wirkung hervorgebracht zu haben.

Markgraf Ludwig war endlich mit seiner Heeresmacht eingetroffen. Aber als er vernommen, wie es um Günther stehe, hatte er klüglich gerechnet und gefunden, daß die Zukunft des Lützelburgers sei. Günthers Nachfolger zu werden — an die Spitze der Partei zu treten, welche im Reich die deutsche Krone als das Ehrenkleinod der Nation in ihrem Glanze bewahrt sehen wollte, danach stand sein Sinn nicht. Bangte er vor der Last des schweren Kampfes mit den Waffen, welche die Gegner jenseits der Alpen führten? Vor jenen Wunden, an denen sein Vater sich verblutet hatte? Oder fehlte ihm der Ehrgeiz? Vielleicht dieser nicht, wohl aber die Zuversicht und das Vertrauen auf sich, und auch die Hoffnung, daß ihm gelingen werde, der andern Fürsten Vertrauen zu erwecken und ihre Stimmen für einen Sprossen des wittelsbachischen Hauses zu gewinnen, unter dessen Herrschaft das Reich schon einmal so schwer und schmerzlich geduldet hatte. Deßhalb erkannte er rasch, was für ihn übrig bleibe, wollte er für sich die neue Lage der Dinge ausbeuten.

Er war der mächtigste Fürst im Reiche; die alten Reichskleinode Karls des Großen, die Kaiser Ludwig der Bayer getragen, waren noch in seiner

Hand. Er konnte mit ihnen Bedingungen vorschreiben. Er war der rechte Mann, um zu — vermitteln!

Und dazu schickte Ludwig von Brandenburg sich an, sobald er von Günthers Krankheit gehört hatte. Er zog gen Mainz und hatte eine Unterredung mit König Karl. Dann eilte er an das Lager König Günthers nach Eltville.

Den ersten Eröffnungen, welche Ludwig ihm machte, lauschte der Kranke, als wenn er ihn nicht verstände — dann fuhr er empor und im furchtbaren Zorn, wie plötzlich aller seiner Kraft wieder mächtig, rief er:

„Das bietet Ihr mir — Ludwig von Brandenburg, das habt Ihr die Stirne mir zu sagen? Ich soll auf das Reich entsagen, zu Gunsten des Böhmenkönigs? König Günther soll eingestehen, daß er nicht ein von Gott zur Krone berufener echter König der Deutschen ist, sondern ein Spielzeug in der Hand des Brandenburgers und seines Anhangs? Ich soll den Judas am Reiche machen und für Geld meine Würde, meine Ehre verkaufen? Euch hab' ich mich geopfert, mein Lebenlang; von Euch beredet habe ich mich des Reiches unterzogen und habe nun den Dank dafür, den Tod in meinen Eingeweiden. Könnt Ihr nicht warten mit Eurem schnöden Abfall bis ich die Augen

geschlossen habe? Braucht Ihr einen Sterbenden zu quälen, indem Ihr ihm das Bild eines Verräthers vor die brechenden Augen stellt?"

Der Zorn des Königs war so gewaltig, daß der Markgraf von Brandenburg davor entweichen und nun der Erzbischof von Mainz wieder den Vermittler zwischen dem Vermittler und Günther machen mußte.

Heinrich von Virneburg gelang es denn auch, den letzteren zu versöhnen. Er stellte ihm vor, wie es sich um etwas handle, das in jeder Weise, wie jetzt die Sachen ständen, zu des Königs Gunsten sei, und das denn auch ihn selbst, Günthers treuesten Anhänger, bewogen habe, des Markgrafen Gründe anzunehmen — so mächtig sein eigenes Interesse dawider rede. Denn er selbst könne nur einer bedrängten und trüben Zukunft entgegen gehen, wenn der Lützelburger Herr im Reiche werde. „Aber," fuhr der Erzbischof fort, „bedenkt das Eine, Herr, daß Ihr keine Hoffnung habt, je Eurer Leibeskräfte wieder so mächtig zu werden, um Euren Gegner überwältigen und dem Reiche den Frieden geben zu können."

„Ich werde sterben, Erzbischof," antwortete Günther, „und verlange nichts, als den Frieden für mich selber in meinen letzten Stunden! Weßhalb gönnt Ihr ihn mir nicht?"

„Hört mir zu, mein königlicher Herr, und Ihr werdet sehen, wie treu ich es mit Euch meine. Karl von Böhmen bietet Euch Alles, was Ihr verlangt, wenn Ihr ihm die deutsche Krone abtretet. Was liegt darin enthalten? Doch nichts anderes, als das Anerkenntniß, daß die deutsche Krone in der That Euer ist, daß sie ihm rechtlich nicht anders werden kann, als durch Eure Uebertragung. Könnt Ihr je hoffen, Größeres zu erlangen? Gesetzt auch, Ihr geneset noch in dieser Stunde, würdet Ihr im glücklichsten Falle durch Krieg und Sieg mehr erreichen, als eben das, daß Euer Gegenpart selbst Euch als römischen König anerkennt? Gewiß nicht! Gesetzt aber auch den schlimmsten Fall, Ihr geneset nicht, — Herr, wollt Ihr die unbeschützten Euren, Euer Weib und Eure Kinder, den Verfolgungen und der Rache Eurer Gegner aussetzen? Wollt Ihr das Reich in vollem Zwiespalt hinterlassen, Eure Partei rathlos und schutzlos . . . oder soll sie etwa einen andern König statt Eurer küren? Nun wohl, wir sind bereit dazu — nur sagt uns: Wen?

„Ihr schweigt" — fuhr der Erzbischof fort — „und in der That, das ist im Grunde das tiefste Elend dieser Zeit, daß im weiten Reiche deutscher Nation nicht ein Mann, den Ihr nennen könntet.

Der Einzige, der die Krone tragen konnte, liegt hier mit siechem Körper und gebrochener Kraft! Was bleibt nun übrig? Für sich selber sorgen! Nehmt die Anerkennung des Böhmenkönigs an, Herr, stellt ihm die Bedingung, daß er Euren alten Freund von Mainz in den Frieden einschließe, und dann laßt ihn zahlen, Bürgen und Pfandschaften stellen — so viel Euch beliebt, und das Uebrige stellt in Gottes Hand."

König Günther hörte dem Allen schweigend zu. Der Erzbischof drängte nicht weiter, sondern überließ ihn seinen Gedanken.

Am andern Tage verlangte der König den Markgrafen zu sehen.

„Herr Markgraf," sagte er, als Ludwig von Brandenburg an sein Lager trat; „Ihr hättet nicht Der sein dürfen, der mir zuerst von Verzicht auf meine Krone sprach. Aber da es geschehen, verzeihe ich Euch, und da Ihr, wie es scheint, schon gute Freundschaft mit dem Lützelburger gepflogen habt, so sende ich Euch zu ihm. Geht und unterhandelt."

„Und die Bedingungen, Herr?"

„Stellt sie selber. Laßt ihn erstatten, was ich für das Reich aus Eigenem aufgewendet: und eine

runde Summe will ich, die den Meinen zugute kommt, wenn sie mich nicht mehr haben."

Der Markgraf von Brandenburg führte demnach die Unterhandlung. Karl von Böhmen willigte ein, an Günther von Schwarzburg für die Abtretung seiner Rechte an die deutsche Krone die Summe von 20000 Mark Silber, und als Ersatz der Wahlkosten noch 1200 Mark zu zahlen. Als Pfand für diese Summe wurden Günther die Reichsstädte Gelnhausen, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen eingeräumt, als Bürgen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und der Burggraf Johann von Nürnberg bestellt: eingeschlossen in die Sühne waren Erzbischof Heinrich von Mainz, und Heinrich und Ludwig die Wittelsbacher, deren letzterer an König Karl die Reichskleinode zu überliefern versprach.

Es war am Dienstag vor Pfingsten, den 26. Mai des Jahres 1349, als auf dem Felde von Eltville die Fürsten, die König Günthers Vollmacht hatten, mit dem Könige Karl von Böhmen diesen Vertrag schloßen, untersiegelten und beschworen.

König Günther selbst ließ sich aus der Burg hinaustragen auf das Feld, wo die Fürsten tagten und wo ein großes Zelt aufgeschlagen war, unter dem sie sich versammelt hatten. Schweigend, tiefe

Erschütterung in jedem Zuge ihres Antlitzes zeigend, erhoben sie sich, als der sterbende Held auf einer Bahre hereingetragen wurde. König Karl trat ihm rasch entgegen, und seine gerührte Stimme bewies, daß seine lebhafte bewegliche Natur tief ergriffen sei von aufrichtiger Theilnahme, als er sagte:

„Gebt mir Eure Hand, Günther von Schwarzburg, wir sind keine Feinde mehr, und wenn Ihr es wollt, habt Ihr von diesem Tage an einen warmen Freund mehr; ja, einen wärmeren als Ihr je hattet . . . Wenn ich Euch von der Freude redete, die mich erfüllt, daß unser Hader zu Ende, so könntet Ihr darin ein eigennütziges Frohlocken sehen — aber von etwas Anderem darf ich reden, ohne daß Ihr es mißdeuten könntet: und das ist von der tiefen und aufrichtigen Theilnahme meines Herzens für Euer Leiden. Mag die Ruhe des Gemüths, welche von dieser Stunde der Eintracht und des Friedens an sich über Euren Geist ausbreiten wird, dazu dienen, Euch die Gesundheit desto rascher wiederkehren zu lassen."

Günther blickte eine Weile forschend in das Antlitz Karls. Prüfte er die Züge dieses Mannes, um darin das geheimste Bewußtsein zu lesen, um nach Unschuld oder Schuld an dem Verbrechen, dem er zum Opfer wurde, zu forschen? Vielleicht; und war

es so, dann mußte diese Prüfung für Karl von Luxemburg günstig ausfallen, denn der sterbende König nahm seine dargebotene Rechte an.

„Ich danke Euch, Herr, für Euere Wünsche; und danke Euch für die Freundschaft, die Ihr mir bietet," sprach er. „Es ist freilich keine Freundschaft ‚für das Leben;' mag sie denn über das Grab hin ausdauern. Wenn Ihr des Reiches waltet, das nun Euer, und Ihr stehet vor Entschlüssen, vor Plänen, die Eure Seele mit Zweifeln bewegen, so erinnert Euch an den todten Freund, den Ihr habt; fragt Euch nach dem Rathe, welchen er, wenn er lebte, Euch geben würde, und laßt diesen Rath wenigstens ein kleines Gewicht in die Wagschale Eurer Entschließungen werfen. Das bitte ich von Euch. Wie ich denke über das Reich, wisset Ihr. Aber der Himmel hat nicht gewollt, daß mein Gedanke mächtig werde über Deutschland. Wir haben gegen einander gestanden wie der Norden und der Süden des Reiches; und hätte mir das Schicksal das Leben gegönnt, wer weiß, wir hätten vielleicht ohne Frucht und Entscheid bis ans Ende gerungen, weder Ihr mich, noch ich Euch überwältigend; und so, jeder die Hälfte Deutschlands hinter sich, hätten wir vielleicht für ewige Zeiten Süd und Nord aus ein=

ander gebracht, daß kein Band sie jemals wieder aneinander gefügt hätte. Mußte es mein Tod sein, der solches Unheil für alle Zeiten verhindert, so sterbe ich willig — wenn auch durch Verrath, durch Meuchelmord! Wenn ein großes rettendes Schicksal, ein Heiland für ein Volk und eine Zeit, durch die Welt schreitet, so darf der Einzelne nicht klagen, den sein Fuß auf seinem Wege zertritt. In Euch, König Karl, siegt der Süden; mag es ihm bestimmt sein, seinen Sieg groß und glorreich durchzuführen, auf daß der Norden mit voller Mannesehre dem stärkeren Bruder nachgiebig folgen, sich von ihm leiten lassen kann. Des Sachsen Arm ist zwar nicht schwächer, des Sachsen Herz nicht zaghafter als das des Franken. Aber des Franken Gedanken sind kühner, schwunghafter, und sein Kopf ist reicher. Er überschaut von seinen Bergen weiter die Welt und die Geschichte, als der Sachse von seiner Ebene aus es vermag. Gott hat den Süden begnadet vor dem Norden; er hat jenen reicher gemacht an Gestaltungskraft und dem Muthe des Schaffens. Franken und Schwaben waren unsere großen Kaiser, und die, welche Sachsenland stellte, zogen stets gen Süden, um sich dort die Weihe zum Herrscherthum über das große deutsche Volk zu holen. Vielleicht wird die Geschichte

deßhalb einst in ihre Tafeln schreiben: König Günthers Wahl war der letzte Versuch, dem deutschen Norden das Kaiserthum zu geben, denn nur was nordwärts liegt, hat treu zu ihm gestanden. Aber das Schicksal schob ihn bei Seite und von dem an hat die Wucht der deutschen Macht sich dem Süden zugeneigt und ist ihm geblieben. Möge es so sein. Herrschaft ist Kraft. Wo zwei um sie werben, da frommt es nicht, zu fragen, wer der Edlere, der Bessere, der Klügere sei. Die Herrschaft gehört dem, der stärker ist und wagender! Seid stark, König Karl — das ist mein Segen über Euch und alle Könige meines edlen Volkes, die nach Euch kommen!"

Karls Auge glänzte feucht, als er Günthers Rechte drückte.

„Und nun auf gen Frankfurt," hub dieser wieder an, „dort will ich sterben! Der Dom, der mich für eine kurze und sorgenvolle Herrlichkeit weihen sah, soll auch meine Gebeine haben!"

Und so geschah es. Ein langer Zug von Rittern und Edelknechten verließ am andern Morgen die Thore von Eltville, um den König nach Frankfurt zu geleiten. In seiner Mitte wurde Günther auf einer Bahre getragen: jede kaiserliche Ehre umgab ihn, das Reichsbanner wehte vor ihm her und der

Schall der Posaunen kündete sein Nahen. Unübersehbar war die Flut der Menschen, die in Trauergewändern und wehklagend aus den Thoren Frankfurts ihm entgegenströmte. Nicht zum Saalhofe bewegte sich der Zug, sondern zu dem Hause der Johanniterritter in der Fahrgasse. Dort bei den ritterlichen Krankenpflegern vom heiligen Johannes zu Jerusalem wollte König Günther seine Urständ abwarten.

Die Aufregung der beiden letzten Tage hatte ihn ganz in seine frühere träumerische Versunkenheit zurückgeworfen. Er ward schwächer und schwächer. Doch brauchte das Siechthum lange Zeit, um diesen mächtigen Lebensfunken ganz auszulöschen. Bis zum 14. Juni lebte König Günther. An diesem Tage brach sein Auge. Um sein Sterbebett standen Erzbischof Heinrich von Mainz, Kuno von Falkenstein, der starke und ritterliche Mann, und die treuen Schwarzburger, die so hohen Muthes mit ihrem kaiserlichen Herrn das Heimatland verlassen hatten, und nun so gramgebeugt zu ihm als Boten des Unglücks kehrten.

„Klage,“ so spricht die Chronik, „hub sich an dem „Rhein und in Thüringen um den neuen König, „Herrn Günther von Schwarzburg, da die Seinen mit

„Betrübniß zu Lande wieder kamen und sageten von „seinem schnellen Tode und seiner kurzen Herrschaft."

Die Hingebung und Liebe der Seinen für den todten Kaiser wurde bekundet durch den Eifer, mit dem Alle die Feier seiner Bestattung zu erhöhen strebten.

Am 18. Juni ward die Leiche in königlichen Gewändern ausgestellt auf dem Chore der Kirche des Sankt Johannis-Klosters.

Am 19. Juni ward sie mit unabsehbarem Geleite nach dem Münster des heiligen Bartholomäus übertragen.

Die Klerisei eröffnete mit ihren Fahnen, Psalmen singend, den Zug. Nach ihr wurde das Banner von Schwarzburg von einem nicht geharnischten Ritter zu Roß getragen; diesem nach ward ein Roß mit des Königs Heergeräthe geführt; darauf sein Schlachtroß, derselbe edle Rappe, der ihn im Turnier zu Castel, in dem Kampf vor Eltville getragen; dem folgte ein Roß, so zwei Gewappnete ohne Helm ritten; ihnen nach zog ein Ritter einher, welcher des Königs zur Erde gesenktes Schwert und seinen Schild hielt. Fackelträger schritten der Bahre vor; diese, mit kostbaren Teppichen bedeckt, ruhte auf den Schultern von zwanzig in Trauergewänder gehüllten Grafen. Hinter der Bahre aber schritt König Karl IV einher; er

hatte gegeizt nach der Ehre, die Stelle des ersten Leidtragenden einzunehmen; und nach ihm, dicht geschaart, drängten sich Kurfürsten, Herzoge, Grafen und Edle, dann aber der unabsehliche, nicht endende Zug der trauernden Bürger.

Auf dem Chore des Münsters ward der Sarg in einen Katafalk beigesetzt; Exequien wurden gehalten, Messen gelesen an allen Altären; die fünf Rosse, so im Zuge gebraucht, wurden, ein jedes geführt von zwei Rittern, die Fackeln in den Händen trugen, durch die Kirche zum Hochaltar geleitet, als Opfer; aber Günthers nächste Freunde lösten sie sich ein als werthestes Angedenken an ihren Herrn.

Als die Exequien zu Ende, senkte man den Sarg mit der Leiche König Günthers in ein ummauertes Grab auf dem hohen Chore ein. —

Ein Denkmal legten die Seinen drei Jahre später auf diese Stelle. In ganzer Gestalt war der edle thüringische Held darauf abgebildet zu schauen, und als Spruch darunter zu lesen:

Falsch undruwe schande tzymt,
Des stede druwe schaden nymt,
Undruwe kain gewinnes hort,
Undruwe falsch mitgiftes wort. — *)

*) Ueber den richtigen Text dieser Inschrift und ihre Bedeutung ist viel gestritten worden. Die richtigste Erklärung ist wohl:

Zehntes Kapitel.

Wennemar von Pungelscheidt.

Unter denen, welche dem todten Kaiser das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte gaben, war ein starker, breitschultriger Mann in ritterlicher Tracht, die aber nichts von Schmuck und Prunk an sich trug; außerdem zeigte die Gestalt in ihrem ganzen Wesen etwas so bäuerisch Derbes und Schwerfälliges, daß sie unter der adeligen Genossenschaft, welche einen Theil der Leidtragenden bildete, mit Recht auffiel. Der Mann sprach mit Niemandem, zeigte in seinen gebräunten und wettergebeitzten Zügen auch weder große Trauer um den Geschiedenen, dem er die letzte Ehre erweisen half, noch sonst viel Theilnahme für irgend etwas, was ihn umgab.

„Es muß ein Friese oder auch Westfale sein," sagten sich nach einigem Hin- und Herrathen diejenigen, deren Blicke er auf sich gezogen hatte —

Falsche Untreue ziemt Schande (von Schande getroffen, gebrandmarkt zu werden.)
Stete Treue wird durch sie verletzt,
Untreue ist kein Hort (Quelle oder Mittel) des Gewinns,
Untreue ist ein Wort falscher Mitgift.

„vielleicht ein Reichsministeriale oder ein Lehnsträger des Kaisers aus diesem Lande, der, während seine Landsleute sich weder um den Schwarzburger noch den Lützelburger gekümmert haben, seinen Kopf darauf gesetzt hat, der Welt zu zeigen, daß er Günthers Vasall gewesen!“

Damit überließ man den Fremden sich selber und dieser schien nichts besseres zu verlangen. Er wohnte der Feierlichkeit bis zum Ende bei, seine kräftigen Schultern hatten es durchgesetzt, daß er einen Platz dicht an dem Grabe Günthers auf dem Chore des Münsters erhalten, und nachdem er Augenzeuge gewesen, wie der Sarg seiner letzten Ruhestätte übergeben worden, verschwand er im Gedränge. Kurze Zeit nachher jedoch tauchte er vor einem Theil der sich verlaufenden Menge wieder auf, wie er mit einer gewissen läſſigen Eilfertigkeit über den Römerplatz daher schritt und vor dem Hause Freydanks von Heringen stehen bleibend um Einlaß anklopfte.

Als Magdalene ihm geöffnet hatte, verlangte er die Tochter des Arztes zu sprechen.

In schwarzer Trauertracht, blaß und mit verweinten Augen empfing ihn Margarethe in ihrem Wohngemache.

„Ich bin der von Pungelscheidt!“ sagte er, ohne Margarethens Einladung abzuwarten, sich in einen Lehnsessel werfend, und mit einem prüfenden Blick unter seinen dichten Brauen her das Aeußere des jungen Mädchens musternd.

Margarethe stand verwundert in der Mitte des Raumes, den eigenthümlichen Gast anstarrend, der sich bei ihr einführte, als ob er nur seinen Namen zu nennen brauche, um wie ein alter Freund aufgenommen zu werden, und von dessen Existenz sie bis zu diesem Augenblicke doch keine Ahnung gehabt hatte.

„Und was führt Euch zu mir?“ fragte sie mit leiser, etwas ängstlicher Stimme.

Der Ritter von Pungelscheidt fixirte Margarethe eine Weile; dann sagte er:

„Also kennt Ihr mich nicht?“

„Nein, Herr!“

„Es mag sein! Euer Vater war ein verschwiegener Mann . . . und wird seine Gründe gehabt haben, Euch nichts zu sagen von seiner Freundschaft mit dem Wennemar. Nun, es thut nichts zur Sache. Vielleicht auch hat er mich vergessen, als er eingesehen, daß er mich nicht mehr brauchte!“

„Also Ihr kommt als ein Freund meines armen Vaters, seiner verlassenen Tochter Trost zuzusprechen?

Dann seid mir willkommen, gestrenger Herr, obwohl es für mich keinen Trost mehr auf Erden geben kann."

„Würde es ein Trost für Euch sein, wenn Ihr wüßtet, daß der, welcher Schuld an Eurem Schmerze ist, dafür von der Strafe ereilt wird?"

Margarethe blickte auf den Boden. Ihr Antlitz wurde noch bläßer als es vorhin gewesen. Doch antwortete sie nicht.

„Antwortet mir," fuhr der Ritter fort. „Es ist mir viel daran gelegen, daß ich offen von Euch ausgesprochen höre, wie Ihr darüber denkt."

„Ein Trost würde es für mich nicht sein," versetzte Margarethe, ihren Gast offen und groß anblickend; „aber ich würde auch sicherlich nichts thun, um der Gerechtigkeit, wenn sie ihr Schwert wider den Mörder erhebt, in den Arm zu fallen!"

Wennemar von Pungelscheidt beobachtete still den Ton und Blick Margarethens, während sie sprach; dann fuhr er fort:

„Werdet Ihr im Gegentheil bereit dazu sein, der Gerechtigkeit beizustehen, den Thäter zu finden?"

„So weit es meine Pflicht ist, ja, Herr!" antwortete Margarethe mit festem Tone.

„Und Ihr kennt den Mörder?"

„Ja!"

„Ist es der Junker Simson von Heringen?"

„Der, den Ihr nennt!"

„Habt Ihr, hat Einer aus Eurem Gesinde gesehen, daß er Gift in den Heiltrank, der für den König bereitet wurde, geschüttet hat?"

„Nein — aber ich habe ihn nächtlicher Weile von Gift reden hören, mit zwei Turnierfechtern von Adel, mit denen er sich in unsere Wohnung eingeschlichen hatte."

„Sprach er von Gift, welches er in des Königs Becher, Speise oder Arznei mischen wolle?"

„Nein; er sprach nur allgemein von Gift, und von einem andren lustigeren Leben, das für ihn beginnen würde" . . .

„Erzählt mir das Alles ganz der Reihe nach, Margarethe," sagte der Ritter von Pungelscheidt ernst, beinahe feierlich. „Laßt jedes Wort dabei wohl bedacht und überlegt sein, welches Ihr sprecht, gerade so als ob Ihr einen körperlichen Eid darauf abzulegen hättet. Und denkt dabei, daß Ihr mit Jemandem redet, zu dem als Nothhelfer Euer Vater kam, als er vom schwersten Kummer seines Lebens gebeugt war. Deßhalb werdet auch Ihr, hoffe ich, mir ein volles Vertrauen schenken bei dem, was Ihr redet."

Margarethe sah ihn verwundert an.

„Mein Vater wandte sich an Euch im schwersten Kummer seines Lebens? Das versteh' ich nicht."

„Es ist, wie ich sagte!"

„Und wann war das? Doch nicht jüngst, als"...

„Als Euer Vater wähnte, sein einziges Kind sei ihm geraubt. Da wandte er sich an mich. In meine Burg kam er, daß ich die Freischöffen, so in Franken, Thüringen und am Rhein leben, sollte aufbieten, ihm sein verlorenes Kind zu suchen und wieder zu schaffen. Er hatte sich seltsame Gedanken gemacht, der alte Mann, und er glaubte, wir seien allmächtig genug, selbst die Könige und die Kaiser vor unsere Stühle zu heischen . . . nun ja, heischen können wir sie, und sie sind auch wohl schon ehebevor geladen worden, daß aber Einer erschienen sei, das ist mir nicht bewußt! Ich hab' Eurem Vater auch reinen Wein eingeschenkt, aber der Fehmgenossen und Wissenden Hilfe, seine Tochter zu finden, die habe ich ihm nicht weigern können zu versprechen" . . .

„So seid Ihr ein Freischöffe, gestrenger Herr?" fiel Margarethe ein wenig erschrocken ein.

„Ein Wissender, Kind! Ihr braucht nicht davor zu erschrecken; Euer Vater war es auch; daher kannten wir uns."

„Und wenn mein Vater,“ fragte Margarethe, „auch ein Freischöffe war — er hat mir nie ein Wort davon gesagt — wozu bedurfte er dann Eurer? Hatte er nicht nähere Genossen?“

„Vielleicht keine, die er kannte. Auch sind die Stühle, die die Wissenden um sich sammeln, nicht hier zu Lande, sondern bei uns daheim, auf rother Erde, wie Ihr es wohl gehört haben werdet. Nun, wie gesagt, Ihr sehet, daß Ihr mir vertrauen dürft, und nun redet. Wie war es dazumal mit Eurem Verschwinden aus des Vaters Hause?“

„Gehört das zur Sache, wenn Ihr als Freischöffe forscht nach dem Mörder des Königs?“

„Es gehört zur Sache.“

„Dann will ich Euch Alles genau berichten, wie es sich begeben hat,“ antwortete Margarethe. Und sie fing nun an zu erzählen, den ganzen Hergang ihrer unfreiwilligen Reise gen Speier.

„Und als Euer Vater zurückkam von seiner Fahrt zu mir,“ sagte, als sie damit zu Ende war, der Ritter Wennemar von Pungelscheidt, „da fand er Euch bereits frisch und gesund wieder in seinem Hause?“

„So ist es.“

„Und er glaubte dem, was Ihr ihm erzähltet?“

„Wie sollte er nicht?“ antwortete Margarethe

den Ritter so groß und klar anblickend, daß diesem der letzte Argwohn geschwunden wäre, wenn er irgend noch Argwohn gehegt hätte.

„Er sandte mir Botschaft, daß Ihr wieder gefunden seied und daß die Sache vergessen werden solle," fuhr der Freischöffe fort; „nun aber erzählt weiter, was sich begeben."

Margarethe hatte wenig mehr zu erzählen. Sie war ja zu ihrem Schmerze nicht zugegen gewesen, als Freydank in der Anwesenheit Simsons des Königs Heiltrank gemischt. Doch berichtete sie, was Ihr Vater in seinen letzten Stunden gesprochen, wie er gestorben.

„Also Euer Vater klagte in seinen letzten Augenblicken, wo er gefaßt darauf war, vor seinen Schöpfer treten zu müssen, noch den Simson als Mörder des Königs an?"

„So that er, so lange ihm das Bewußtsein treu blieb!"

Wennemar von Pungelscheidt stützte sein Kinn auf die Hand und blickte nachdenklich vor sich nieder.

„Es ist gut!" sagte er dann — „ich habe nun Alles gehört, was ich erfahren mußte. Ich glaub' Euch. Dem Buben habe ich die Tücke angesehen. Sie stand ihm auf der Stirn geschrieben."

Und dabei erhob er sich und reichte Margarethen die Hand zum Abschiede.

„Was wird aus Euch?“ fragte er zugleich.

„Aus mir — was der Herr beschließt! Ich werde zu des todten Königs Witwe reisen. Er hat das vor seinem Ende so befohlen, und sie hat mich gar liebreich zu sich eingeladen. Doch gedenke ich nicht für immer ihr zur Last zu fallen.“

„Ihr wollt in ein Kloster? Kann mir's denken. Thut's nicht, wenn Ihr einem Manne folgen wollt, der's ehrlich mit Euch meint. Das Kloster ist ein gut Ding für gemüthsruhige Leute, die nicht gern viel von der Unruhe der Welt um sich haben und zufrieden sind, wenn sie mit ein wenig Beten, Singen und Fasten sich durchs Leben schlagen können. Aber für Menschen, denen ein Riß durchs Herz geht, ist das Kloster nichts. Für die heißt es: arbeiten, einen bestimmten Zweck verfolgen, sich plagen von Morgen bis zum Abend, um etwas durchzusetzen. Traurig sein ist auch ein Siechthum. Jeder aber muß suchen, gesund zu werden und zu sein, das ist Gottes Wille, und wer sich dawider verfehlt, begeht auch eine Sünde. Wer eine Krankheit hat, der macht, daß er sie los wird, aber er ruft nicht einen kunstverständigen Mann herbei, der sie ihm einbalsamire, daß

sie sich länger halte. So ist's grad mit dem ins Klostergehn. Das heißt seinen Kummer einbalsamiren, auf daß er immer recht frisch und unversehrt bleibe! Habt Ihr nicht Gram genug, daß Ihr in solch ein Schwermuthstreibhaus wollt? Das ist meine Meinung von der Sache, Jungfrau Margaretha, nun Ihr sie wißt, will ich gehn, denn weiter ist's nicht meine Angelegenheit. Gehabt Euch wohl."

Wennemar von Pungelscheidt wollte gehen, als Margarethe ihn mit der Frage zurückhielt:

„Und . . . . der Mörder?" — Der Name Simsons wollte nicht über ihre Lippen.

„Der Mörder? Nun, es ist eine baumwürgige Sache, *) wenn je eine gewesen. Und da weder des Schwarzburgers Leute den Streckling gefaßt, noch die des Lützelburgers und seines Anhangs Lust gezeigt haben, nach ihm zu fahnden, so ist's schon nöthig, daß unser Eins nach ihm ausschaut. Mehr darf ich Euch nicht sagen. Ihr werdet genug von den Dingen wissen, um ruhig darüber sein zu können, was das Ende sein wird. Entlaufen sind uns noch nicht viele, und die Königsmörder sind Gott sei Dank nicht

---

* Fehmausdruck für Kapitalverbrechen: werth durch Hängen an den Baum gestraft zu werden.

so häufig im deutschen Reiche, daß auch mal Einer durchschlüpfen könnte. Gott hat jeder Kreatur ihre Obrigkeit gesetzt, die ihr auf die Finger paßt; wenn die Raupe zu viel vom Kohl gefressen hat, so kommt der Spatz und holt sie; wenn der Spatz sich zu laut macht, so packt ihn der Sperber, und den Sperber, der frech wird, bolzt der Jäger: über Spatzen, Sperber und Jäger aber, weß Art und Standes sie sein mögen, sind der Fehmgenossen Augen wach, und ihre Hände reichen zuweilen eben so weit, wie der Flug des Sperbers und so hoch wie der Bolz des Jägers! Damit gebt Euch zufrieden!"

Mit diesen Worten nickte Wennemar Margarethen einen kurzen Abschiedsgruß zu und verließ das Zimmer. —

Elftes Kapitel.

Der Freistuhl.

Simson hatte in dem Schrecken, den ihm der letzte Theil der Rede Dietrich Kagelwidts eingeflößt, nichts eiligeres zu thun gehabt, als Mainz zu verlassen. Wie er ging und stand, ohne erst in seine Herberge zurück-

zukehren, hatte er, verfolgt von dem Schatten Meister Prokops, zu dem der Kanzler ihn senden wollen, eines der Thoren zu erreichen gesucht und war glücklich hinausgeschlüpft. Jetzt stand er draußen und ging mit sich zu Rath, was er beginnen, wohin er sich wenden solle. In der Verzweiflung, die ihn erfaßte, hätte er vielleicht dem Drange nachgegeben, welcher ihn trieb, als ein für immer verlorener Mensch den Tod in dem Strome zu suchen, der in seiner Nähe rauschend seine Wellen abwärts gen Norden wälzte. Aber nein, Simson durfte mit dem Leben noch nicht abschließen — vorausgesetzt auch, er hätte den Muth gehabt, einen solchen Entschluß bis zu Ende durchzuführen — Eines fesselte ihn an das Leben, und dieß Eine war der peinigende Durst nach Rache, den er in sich fühlte, nach Rache an denen, welche ihn betrogen hatten. Dieß Gefühl stachelte ihn vorwärts; es hielt seinen Muth aufrecht und unterstützte seine ermüdeten Glieder; es sättigte ihn, als der Hunger ihn zu quälen begann, es warf ihm einen Schleier über das Bewußtsein seiner eigenen That, so daß er dieß Bewußtsein in sich tragen und doch mit ungebrochenen Kräften unter der Last wie ein rüstiger Wanderer daherschreiten konnte. Es gab ihm hundert Pläne ein. Es ließ ihn noch

hoffen auf die Zukunft vertrauen. Es führte ihn wie ein treuer Begleiter zunächst in seine Heimat zurück. Dort, bei einem alten Manne, einem Oheim seiner Mutter, der als Burgmann ein verfallenes hüttenartiges Lehnhaus inne hatte, verbarg er sich. Es war ihm leicht, dem Alten einzureden, daß sein Meister aus Rachsucht den Schwarzburger vergiftet, und daß er, Simson, sich nur verbergen müsse, weil er das Unglück habe, des Frevlers, des bösen Freydanks Lehrling und Gehilfe gewesen zu sein. Wenn ihn Einer von des Schwarzburgers Sippen und Gefreundeten erspähe, sagte er, so werde dieser ihn sicherlich schädigen, ja gar niederhauen, ohne viel nach der Schuld oder Unschuld zu fragen. Der Burgmann begriff das leicht und glaubte ihm und gab ihm Eillig eine Zuflucht in einem Winkel seines Hauses.

Mehrere Wochen hatte Simson hier zugebracht. Er berechnete im Stillen die Zeit, wo über seine That das Gras zu wachsen beginnen werde. Dann wollte er eine demüthige Botschaft an die Turnierfechter senden, ihnen die Mittheilung machen, daß er von König Karls Kanzler eine schöne Summe Geldes zum Lohn erhalten, und das Begehren an sie stellen, zu ihnen kommen zu dürfen, um ihr fahrendes Leben zu theilen, da er kein anderes jetzt zu

ergreifen wisse. Er glaubte, die Hoffnung, sein Geld theilen zu können, würde die beiden Ehrenmänner sehr bereitwillig machen, ihn wieder zum Genossen anzunehmen und gegen etwaige Verfolgungen, so viel sie vermochten, zu schützen. Nach allem, was er von Dietrich Kagelwidt gehört, glaubte er zwischen dem letzteren und den beiden Fechtern keine Beziehungen mehr bestehend, wodurch dieselben von der üblen Aufnahme, welche er bei dem Kanzler gefunden, unterrichtet sein könnten. Und gingen sie dann in die Schlinge und nannten ihm ein Stelldichein, wo er zu ihnen kommen könne, ihr abenteuerndes Leben zu theilen — dann, so sagte sich Simson, werde die Gelegenheit, ihnen zu zeigen, mit wem sie so ruchlos zu spielen gewagt, schon kommen!

Während Simson von Heringen aber über solchen Gedanken brütete, kam eines Morgens der alte Burgmann blassen Antlitzes, Entsetzen in allen seinen Zügen, athemlos die Hühnerstiege zu seines Neffen Dachkämmerlein herauf. Er hielt in der Hand ein Pergamentblatt.

„Um Jesu Christi Gnade willen,“ stammelte er, „da ist eine Ladung für Dich . . . eine Freigrafenladung; draußen vor dem Thor am Kreuzweg hat sie der Feldhüter heut in der Morgenstunde gefunden

und mir gebracht, weil er weiß, daß ich der Heringen Gefreundeter bin . . . . da nimm, da lies . . . . Gott steh mir bei — ich kann nicht mehr!"

Und dabei sank der alte Mann erschöpft auf den nächsten Holzschemel.

Simson las das verhängnißvolle Pergamentblatt mit bleichen Lippen.

Es war in der That eine Ladung vor eine Dingstätte der Fehme. Der Freigraf des Stuhles zu „Elleringhausen unter dem Hagedorn," heischte den feldflüchtigen Mann, Simson, genannt von Heringen, wegen unterschiedlicher ihm zur Last gelegter Missethat an einem bestimmten Tage vor seinen Stuhl zu einem Geding der heimlichen beschlossenen Acht. Darunter hingen sieben Siegel, das des Freigrafen und die von sechs Schöppen, jenes einen geharnischten Mann, der in der Hand ein Schwert hielt, darstellend. In der Ecke des Pergaments war unten eine Königs-Münze aufgeklebt als Symbol des Gerichts unter Königs Bann.

„Laßt sie laden!" sagte Simson, nachdem er eine Weile geschwiegen — „was kümmert's mich!"

„Aber mich unglücklichen, geschlagenen Mann kümmert es," jammerte der Alte. „So Du nicht gehorchst, werden sie Dich verfehmen, und die Schöffen

werden kommen mich zu hängen, weil ich Dir Obdach gegeben" . . . .

„Wissen sie's?!"

„Was werden sie nicht! Weßhalb haben sie die Ladung hier in Deiner Nähe angeheftet, wenn sie nicht wüßten, wo Du bist!"

„Und wenn Ihr einen Verfehmten beherbergt, müßt Ihr sterben?"

„Sterben . . . . ohne Erbarmen! — Simson, Du willst meinen Tod nicht — geh und stelle Dich ihnen — verantworte Dich — schwöre, daß Du unschuldig bist, — kann ein Ankläger wider Dich auftreten, der, wenn Du Dich mit einem Eide reinigst, Dich übersiebnet? Wer will sieben Menschen finden, die da schwören, Du seiest ein Missethäter?"

„Das ist wahr," sagte Simson — „also mit einem Eide kann ich mich reinigen?"

„Mit einem Eide, ja, und dann bist Du der Sache ledig. Gehst Du aber nicht, so wird nach drei fruchtlosen Ladungen die heimliche beschlossene Acht über Dich gehalten, sie verfehmen Dich und dann ist keine Sicherheit mehr für Dich auf Erden, Du bist schlimmer und elender daran als ein gehetztes Wild."

„Gut," sagte Simson, während eine fahle Bläße seine Züge bedeckte, so will ich gehen und mich

reinigen. Vielleicht,“ sagte er sich dabei, zwischen den Zähnen murmelnd, „rede ich die zwei Freunde bei dieser Gelegenheit in die Schlinge hinein, aus welcher ich mich herausrede.“

Trotz dieses Entschlusses, der so muthig lautete, und den alten Burgmann, welcher darin eine neue Bürgschaft für seines Neffen Unschuld erblickte, beruhigte, begann für Simson aufs neue eine Reihe von Tagen voll innerer Pein und Angst. Diese wurde nur nach und nach gemildert durch alles, was er von dem alten Manne über das Wesen und das Verfahren der Gerichte erfuhr und auskundschaften ließ, vor der eines er geladen war. Diese Gerichte schienen am Ende ihre strengen Regeln, ihre schützenden Bürgschaften für Unschuldige oder nicht zu Ueberführende zu haben, wie andre Gerichte auch. Und was konnte ihm alsdann geschehen — denn daß er überführt werden könne, dachte Simson nicht. Keines Menschen Auge hatte gesehen, daß er das giftige Pulver in des Königs Trank gemischt. Freydank hatte ihn vergiftet — das mußte ja Jedermann wissen. Wer konnte die Finger zum Eidschwur wider ihn, Simson, erheben? Diese Beruhigungsgründe wiederholte er sich bei Tage wie in den schlummerlosen Stunden seiner Nächte; und so blieb in ihm beinahe nur die

instinktartige Angst zurück, welche stets den Verbrecher bei dem Gedanken an Richter und Gericht erfüllt.

Der Tag, an welchem er den schweren Weg antreten mußte, war gekommen. Der alte Burgmann begleitete ihn. Zu Pferde verließen beide in der Nacht ihr Haus. Am zweiten Abende kamen sie in dem Dorfe an, in dessen Nähe der Freistuhl stand, und hier kehrten sie in einem trübseligen schmutzigen Wirthshause ein. Simson kannte dieß Land, in welches ihn sein Schicksal jetzt zum zweitenmale führte, bereits. So konnte ihn das schlechte Quartier, in dem er die Nacht zubringen mußte, nicht überraschen. Was ihn überraschte war nur, daß er nichts erblickte, was auf das bevorstehende Gericht gedeutet hätte. Keine ernste Gestalten von Richtern oder Schöffen, wie er sie zu erblicken erwartet hatte, waren zu sehen. Kein Wort der Wirthsleute oder der Ein- und Ausgehenden deutete auf etwas außerordentliches. Als Simson sich endlich ein Herz nahm und den Wirth fragte, ob nicht morgen der Freistuhl, ‚unter dem Hagedorn‘ gespannt werde, antwortete der Bauer trocken ein:

„Dat mut he mi nich fragen. Ick höre der nich to:“ *)

*) Das muß er mich nicht fragen. Ich gehöre nicht dazu.

Und doch wurde das Gericht gehegt. Und doch waren Richter und Schöffen an ihrem Platze, als die Stunde geschlagen.

Es war in der Frühe des Morgens. Vor dem Dorfe lag ein weiter Grasanger, in dessen Mitte ein alter absterbender Hagedorn sich erhob. Unter ihm stand ein einfacher Tisch, eine Steinplatte, die auf einem niederen Mauerwerk ruhte. Hölzerne Bänke waren herbei getragen worden und auf drei Seiten um den Tisch gestellt.

Als Simson und sein Verwandter dem Anger zuschritten, den der Wirth als die Malstätte ihnen bezeichnet hatte, erblickten sie etwa zwanzig Männer, meist in der gewöhnlichen bäuerischen Landestracht; ein hoher blonder Menschenschlag von derben Gliedmaßen und starken Knochen. Sie gingen auf dem Anger umher, standen zu dreien und vieren beisammen und schienen sich ruhig zu unterhalten. Kein Zeichen verrieth, daß etwas ungewöhnliches sie zusammenberufen.

Das ruhige Phlegma ihrer Bewegungen und Gespräche deutete nicht darauf hin, daß etwas Anderes als vielleicht eine Berathung über eine Gemeindeangelegenheit oder eine alltägliche Markensache sie von ihrem Pflug weggelockt habe.

Nur als Simson und sein Begleiter näher gekommen, schien ein allgemeines Interesse ihre Aufmerksamkeit zu erregen und auf einen gemeinsamen Gegenstand, die nahenden Fremden, zu lenken.

Die zusammen Stehenden wandten den letztern, indem sie ihre Gespräche unterbrachen, die Köpfe zu, und die umher Wandelnden vereinigten sich lässig herauschreitend um den Mittelpunkt, den steinernen Tisch. Alle blickten groß und verwundert, aber kaltblütig Simson an.

Simsons Herz, noch kurz vorher von der Angst vor der entscheidenden Stunde zusammengepreßt, schlug freier, als er die Ruhe und Einfachheit der ganzen Szene erblickte. Alles schien darauf zu deuten, daß ein ‚Freistuhlgericht‘ auf rother Erde ein viel glimpflicheres Ding sei als man draußen im Reich sich vorstellte. —

„Seid Ihr der Simson von Heringen?“ sagte einer der Männer, als Simson dem steinernen Tische nahe gekommen war und zur Begrüßung der ihn Umringenden sein Haupt entblößte.

„Der bin ich!“

„Ihr kommt?!“

„So viel ich weiß, bin ich geladen.“

„Ja, Ihr seid geladen!“ sagte der Mann frostig und wandte sich ab.

Ein Anderer, der sich durch eine halb ritterliche Tracht auszeichnete, aber unbewaffnet war wie alle Anderen, trat jetzt an die leere Bank hinter den Tisch.

„Frohn, das Gericht kann beginnen,“ sagte er.

Der Frohn, ein Mann mit weißem Haar und vor Alter zitternden Händen, bückte sich hinter dem Tisch, holte ein Schwert und einen aus Weidenruthen geflochtenen Strick hervor und legte beides auf die Steinplatte. Unterdeß entblößten alle Anwesenden ihre Häupter und jeder zog aus seiner Tasche ein kleines, schwarzes, einem Ringkragen ähnliches Mäntelchen hervor, welches er um seine Schulter warf.

„Ich frage Dich, Frohn,“ hub nun der, welcher eben den Beginn des Gerichts befohlen hatte und der Freigraf war, wieder an, „ob es am Tage und an der Zeit sei, daß ich an Statt und in Stuhl unseres allergnädigsten Herrn, des römischen Kaisers, am Gericht ein Ding hege zu richten unter Königs Bann?“

„Es ist am Tage und an der Zeit,“ lautete des Frohns Antwort.

„Ich frage Dich, Frohn," fuhr der Freigraf fort, „wie und mit wie viel Schöffen und Freien ich den Stuhl besitzen und bekleiden soll?"

Der Frohnbote entgegnete: „Ihr sollet zum mindesten sieben Freie der Grafschaft bei Euch setzen, die da Freischöffen unverletzt ihres Rechtes sind, die da Urtheile weisen und Gezeugen sind des Gerichts zu Recht; und fürbaß mit einem Schwert und dabei ein Strick oder Weide soll vor Euch liegen auf dem Tisch und heget dann Gericht."

„So thue ich," nahm nun wieder der Freigraf das Wort, „und hege ein Gericht und billich Ding unter Königs Banne und schließe des Königs Bank, Statt und Stuhl mit diesen echten rechten Freien des Königs, mit Namen" — und hier nannte der Freigraf die Namen von sieben Männern, welche aus dem Haufen herantraten und dann auf den zwei Seitenbänken Platz nahmen, während der Freigraf sich auf die Bank hinter dem Tisch setzte.

Als das Gericht so sich niedergelassen hatte, fragte der Freigraf:

„Ich frage Dich, Frohn, ob ein unwissender Mann zugegen sei bei dieser heimlichen Acht des Königs und was darum seine Strafe sei?"

„Die höchste Wette (Strafe),“ war des Frohns Antwort.

„Ich frage Dich, Frohn, wie man ihn dann strafen soll?“

„Ihr sollt die Bank des Königs bekleiden und den Mann aufrufen und nennen ihn mit seinem christlichen Namen und ihm die Hände vorn zusammen binden mit einem Strick an die Füße, und ihn dann hängen an den nächsten Baum, so man haben mag in der Nähe des Stuhles.“

Der alte Burgmann, der sich während dieser Zeremonie hinter Simson gehalten hatte, fuhr erschrokken zusammen bei dieser über alle Nichteingeweihten und Unberufenen verhängten Drohung. In der Angst, diese Strafe durch sein Kommen bereits verwirkt zu haben, wagte er nicht mehr zu gestehen, daß er ein Unwissender sei, und dabei blickte er rathlos in die Gesichter der Anwesenden, ohne auf irgend einem so viel Spuren von Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen zu finden, daß er gewagt hätte, sich daran zu wenden. Und er that wohl daran, daß er schwieg, denn von dem Augenblicke an, wo der Freigraf die Bank ‚bekleidet‘ hatte, war Niemandem, den der Graf nicht reden hieß, erlaubt zu reden.

„Ich schließe die Bank und hege das Gericht unter Königs Bann!" sprach der Freigraf.

Der Frohn, welcher bislang neben dem Freigrafen gestanden hatte, trat ab und hinter die Reihen der übrigen Anwesenden, die sich rings um den Freistuhl aufstellten und das, was der ‚Umstand' genannt wurde, bildeten.

Der Freigraf wandte sich nun an Simson.

„Habt Ihr andere Waffen bei Euch als Euer Schwert?" fragte er ihn.

„Nein."

„Und der Mann, der neben Euch steht, ist das Euer Gesippe oder Freund, der Euch zu Geleite kommt?"

„Ja."

„Ihr bekennt Euch zu dem Namen Simson von Heringen?"

„Ja, Herr!"

„Dann sage ich Euch an, daß einige rechte freie Schöppen vor unsern Stuhl gekommen sind und haben angebracht wider Euch Euren bösen Leumund und Gerücht, wie daß Ihr eines Arztes Lehrling in der Stadt Frankfurt gewesen, und daß Ihr alldorten den Trank, so Euer Lehrherr, genannt Freydank von Heringen, dem römischen Könige, Herrn Günther

von Schwarzburg, zur Genesung seiner Leibesschwachheit bereitet, mit giftigem Stoffe vergeben, so daß der römische König nach etlicher Wochen Verlauf darob hingesiecht und Todes verblichen. So ist die Sache an diesen freien Stuhl auf rother sächsischer Erde gebracht; und nach gespannter Bank in heimlicher geschlossener Acht haben die Schöffen für Recht gewiesen, daß die Sache fehmwrogig sei. Darauf haben wir Euch heischen und laden lassen nach Freistuhlsrecht, über sechs Wochen und drei Tage zu erscheinen auf dieser Malstätte bei dem Hagedorn unter Königs Bann, zu rechter Richtstunde des Tages, auf daß Ihr verantwortet Euer Leben und Eure Ehre bei der höchsten Wette."

„Ich habe die Ladung erhalten, und da ich mich der Schuld, so ich angeklagt bin, frei weiß, bin ich erschienen," versetzte Simson all seinen Muth zusammen nehmend, und mit völliger Selbstbeherrschung, um durch seine Sprache keine Bewegung zu verrathen.

„Ihr wälzt die Schuld von Euch ab?"

„Ich bin unschuldig am Tode König Günthers von Schwarzburg," fuhr Simson fort. „Mein Meister und Lehrherr, Freydank von Heringen, hat dem König einen Haß nachgetragen, weil er ihn für den

Buhlen seines einzigen Kindes gehalten hat. Darum hat er ihn wollen heischen lassen vor einen dieser freien Stühle in Westphalen. Ich rufe den Ritter Wennemar von Pungelscheidt zum Gezeugen auf, daß dem so ist. Als nun die freien Stühle sich nicht gekümmert haben um des bösen alten Mannes Begehren, da hat er die Zeit abgewartet bis der König wegen eines Siechthums seiner Hilfe begehrte; sodann hat er ihm einen Trank gemischt, und danach ist der König auf den Tod krank geworden und, wie Ihr sprachet, nach einiger Wochen Verlauf gestorben. Nun könnte man auch sagen, es sei nicht ausgemacht, ob der Schwarzburger an Gifte gestorben oder an seiner Krankheit. Da aber, wie ich vernommen und das allgemeine Gerücht im Lande geht, der Freydank selber gestorben ist, weil ihn des Königs Gesinde gezwungen, von seiner Arznei zu trinken, so scheint die That auch wohl nicht fraglich. Ich aber habe keinen Theil an ihr."

Diese Erklärung schien einen gewissen günstigen Eindruck zu hinterlassen; wenigstens glaubte Simson jetzt die Spuren davon in den bisher so starren und unbewegten Gesichtern, denen er gegenüberstand, zu lesen.

„Ihr habt Euch, nachdem Euer Lehrherr mit

seinem vergifteten Trank das Haus verlassen, alsbald geflüchtet," sagte der Freigraf. „Hätte der Meister den Frevel begangen und nicht Ihr, so hätte in Euch nicht der Gedanke der Flucht kommen können; was trieb Euch denn fort, noch bevor das Verbrechen vollführt war und Ihr etwas davon wußtet?"

„Ich bin nicht geflohen, Herr Freigraf," versetzte Simson mit ruhigster Frechheit. „Ich bin still meinem Geschäft nachgegangen, in meinen Alltagskleidern, ohne auch nur das Mindeste von meiner Habe mitzunehmen, wie doch ein Flüchtiger thut" ...

„Wohin seid Ihr gegangen?"

„Zu einem Wäldlein vor der Stadt, allwo ich heilsame Kräuter gesammelt. Von dort bin ich spät, gegen die Abendstunde erst, heimgekehrt. Auf der Gasse habe ich einen Mann zu einigen andern vor einer Hausthüre stehenden Bürgern sagen hören, in des Königs Saalhof sei Jammer und Wehklage, denn der Schwarzburger sei von seinem Arzte vergeben worden. Das hat mich getroffen wie ein Blitz; denn wohl hatt' ich's am Morgen bemerkt, daß der Meister anders gemuthet wie sonst, daß er finsteren Antlitzes war und unverständliche Sprüche vor sich hinmurmelte; da hab' ich voll Angst mir gesagt: ist es wahr, wie der Mann spricht, so wird das Volk über uns kom-

men, dem Meister das Haus niederreißen und Alles erschlagen, was drinnen ist oder dazu gehört. — Darum hab' ich kein Gelüst verspürt, weiter zu schreiten, sondern wie ich ging und stand bin ich umgekehrt und habe die Stadt verlassen."

„Wohin?" fragte der Freigraf.

„Zu meinen Gefreundeten in der Heimat."

„Wennemar von Pungelscheidt," sagte jetzt der Freigraf, „wollt Ihr dieses Mannes Gezeuge sein, daß der Meister Freydank, genannt von Heringen, durch Euch, als einen echten freien Schöffen und Stuhlherrn unterschiedlicher Malstätten, so Ihr denn vom obersten Stuhlherrn, unsrem gnädigsten Herrn, dem römischen König zu Lehn tragt, hat wollen eine Klage anbringen wider Günther, genannt von Schwarzburg, den erwählten römischen König, als hangmäßigen Mann wegen baumwürgiger Unthat?"

Wennemar von Pungelscheidt, den Simson bisher unter den Anwesenden nicht erblickt hatte, trat aus dem ‚Umstand' hervor und zur Seite des Tisches.

„Ich will Gezeuge sein," sagte er, „daß Freydank von Heringen eines Tages ist vor mich gekommen und hat als ein wissender Mann und freier rechter Schöffe der Schöffen Hilfe verlangt, seine Tochter zu finden, denn König Günther von Schwarzburg

habe sie bei nächtlicher Weile heimlich in eines seiner Schlösser, Häuser oder Burgen gebracht."

„Also hat Freydank von Heringen einen Unmuth und Haß getragen wider den verstorbenen König?"

„Ja," versetzte Wennemar. „Dazumal hat er ihn getragen. Als er jedoch heimgekommen ist in sein Haus gen Frankfurt, hat er seine Tochter bereits zurückgekehrt gefunden und hat aus ihrem Munde gehört, daß der römische König unschuldig dessen gewesen ist, wessen der alte Mann ihn geziehen. Er hat von dieser Stunde an keinen Groll und keinen Zorn mehr gehegt wider Günther, er hat sich still seines Argwohns geschämt und seinen gnädigsten Herrn und König verehrt wie zuvor."

„Könnt Ihr das schwören mit einem heiligen gestabten Eide?"

„Ja, Herr Freigraf."

„Simson, genannt von Heringen," wandte sich der Freigraf nun wieder an diesen, „seid Ihr ein Wissender?"

„Nein!"

„So könnt Ihr Euch auch nicht reinigen wider die Klage mit einem Eide." —

„Ritter Wennemar von Pungelscheidt," fuhr

der Freigraf gegen diesen gewendet fort, „könnt Ihr den beklageten Mann, gegen den Ihr Klage erhoben habt an dieser Malstätte, in gebotenem Ding überweisen durch Euren Eid?“

„Herr Freigraf,“ versetzte Wennemar von Pungelscheidt, „ich habe die Klage angebracht auf Leumund und Ruf. Ich kann die Wahrheit nicht beschwören.“

Simson triumphirte; er hatte in der That Ursache dazu.

Wennemar hatte die Klage angebracht in der sichern Voraussetzung, daß Simson sich hüten werde, der Ladung zu gehorchen. Er wäre dann unrettbar verloren gewesen; der Ritter von Pungelscheidt hätte im letzten peremptorischen Termin nach drei Mal ergangener Ladung die Klage als Schöffe wiederholt, der Angeklagte aber wäre als nicht erschienen und ungehorsam ohne Weiteres verfehmt worden. Ein solches Verfahren auf bloßen Leumund hin, zu dessen Organ sich ein ‚Wissender‘ machte, war ja das charakteristische Verfahren, darin lag ja das Schreckeneinflößende, Unheimliche im Walten der freien Stühle. Jetzt war das durch die persönliche Vertheidigung Simsons anders geworden, und des Anklägers Weigerung,

seine Behauptung durch einen Eid zu rechtfertigen, wandte die Sache mächtig zu Simsons Gunsten.

„Heinrich von Ringenberg, der ihr ein echter und freier Schöffe seid dieses Stuhles zu Elleringhausen unter dem Hagedorn," sagte der Freigraf jetzt, indem er sich an einen der auf den Schöffenbänken sitzenden Männer wandte — „ich stelle das Urtheil an Euch. Wollt Ihr Euch berathen mit den andern Schöffen, so tretet bei Seite."

„Herr Freigraf," antwortete der Angeredete, „da Ihr das Urtheil an mich stelltet, so weise ich hier, ohne fürder's zu berathen, in der heimlichen beschlossenen Acht, unter Königs Bann nach Freistuhlsrecht für Urtheil und Recht: weil der Kläger den beklageten Mann nicht eidlich überwiesen hat, auch es möglich und wohl zu denken ist, daß der Arzt Freydank, genannt von Heringen, heimlich im Herzen unversöhnten Gemüthes wider den ermordeten König, Herrn Günther von Schwarzburg, geblieben und gewesen und der That Verüber und wahrhafter Missethäter geworden, so ist dieser hier stehende Mann Simson, von Heringen genannt, von der Anklage zu lösen und frei zu sprechen."

Mit einem Blick unsäglichen Uebermuths und Stolzes sah Simson nach diesen Worten in die

Gesichter der versammelten Männer. Hätte die grausame innere Angst, mit welcher er hierhin gekommen, nicht noch auf seiner Seele mit einer Art nachwirkender Schwere gelegen, er würde sich versucht gefühlt haben, das plumpe Pathos dieses vielbeschrienen bäurischen Gerichtshofes zu verspotten, der ihm in diesem Augenblick weit mehr sinnlos und abenteuerlich vorkam als irgend etwas andres.

„Ich danke Euch für dieses gute Urtheil," sagte er. „Ihr seid ein wahrer Daniel, was eine gerechte und fix und fertige Sentenz angeht, Herr Schöffe. Ich danke Euch, Ihr Herren! Ich meine, ich habe Urlaub, zu gehen?"

„Herr Freigraf," sagte hier der Ritter Wennemar von Pungelscheidt, „lasset diesen Mann noch nicht von dannen gehen. Ich klage wider ihn wegen anderer Missethat, und will ihn, so Ihr's erlaubt, wegen derer nach Freistuhlsrecht überweisen und übersiebnen. Hab' ich Urlaub, zu reden?"

„Erhebt die Klage!"

„Der hier stehende Mann, Simson von Heringen," begann nun der Ritter, „ist mit seinem Meister und Lehrherrn in mein Haus zu Pungelscheidt auf dem Berge gekommen und hat vor mir als rechten freien Schöffen der heimlichen Acht ein falsches

Zeugniß abgelegt, als ein Lügner, der er ist, wider seinen Herrn und gnädigen König. Er ist in Frankfurt bei nächtlicher Weile mit anderen seinen Spießgesellen in seines Meisters Haus, daraus er verstoßen worden, geschlichen, und hat darin einen Diebstahl begangen. Ich bitte Euch um ein Urtheil, Herr Freigraf, ob die Sache Fehmwroge sei."

Der Freigraf blickte der Reihe nach die Schöffen an und da er deren stillschweigende Billigung in ihren Mienen las, sagte er:

„Die Schöffen finden für Recht, daß die Sache sei Fehmwroge. Redet also."

Der Ritter von Pungelscheidt gab in kurzen Worten an, wie die Tochter Freydanks von Heringen den Angeklagten bei einem Diebstahl von Gegenständen, die ihres Vaters Eigenthum gewesen, belauscht und wie sie dann vor ihm herfliehend auf einen Reitertrupp Günthers gestoßen: wie Simson darauf vor ihm, dem Ritter, als freiem Schöffen betheuert, daß er gesehen, der römische König habe des Arztes Tochter verabredeter Weise entführt und ihrem Vater geraubt.

„Was ist Eure Antwort auf diese Klage?" fragte der Freigraf.

„Daß ich nicht gestohlen habe in meines Mei-

sters Haus," versetzte Simson keck, „sondern nur daraus geholt, was mein war, und was ich darin vergessen hatte, als mich der Meister im Zorne eines Tages verstoßen. Was ich vor dem Ritter Pungelscheidt gesprochen, war nichts als was ich selbst geglaubt habe, ja noch glaube bis auf diese Stunde. Ich habe mit diesen meinen Augen die Dirne in einen Haufen reisiger Leute rennen sehen und habe gesehen, wie sie von einem von ihnen aufs Roß gehoben wurde, und habe die Stimme des Schwarzburgers erkannt."

„Könnt Ihr den Beklagten überweisen mit Eurem Eid?" fragte der Freigraf den Kläger.

„Ja, Herr Freigraf, so kann ich."

„So schwöret den Eid."

Ritter Wennemar kniete nieder, während der Frohn herantrat, das bloße auf dem Tische liegende Schwert nahm und dem Knieenden vorhielt; auf dasselbe legte der Kläger zwei Finger der rechten Hand; drei andre Männer aus dem ‚Umstande,' ebenfalls Freischöffen, traten neben ihn und legten ihre Hände auf seinen Arm, und so sprach der Kläger den Eid:

„Daß der beklagete Mann, Simson von Heringen, in seines Lehrherrn Haus diebischer Weise und

nächtlicher Weile sich eingeschlichen; daß er falsches Zeugniß vor mich gebracht wider den römischen König, Günther genannt von Schwarzburg; daß er in seiner Bosheit verhärtet ist und seine angeborene Tugend vergessen, weßhalb er um seiner Missethat willen Strick und Weide verdient, und seinen Hals verwirkt hat allen Freigrafen und Schöffen; daß dieß wahr sei, das helfe mir Gott und alle Heiligen!"

Wennemar erhob sich; drei andere aus dem Kreise der umstehenden Schöffen traten heran, knieten an derselben Stätte nieder, legten die Finger auf das Schwert, welches der Frohn hielt, und schwuren:

„Daß dieser Eid, den der wissende Mann und freie echte Schöffe, genannt Wennemar von Pungelscheidt, Ritter, hier geleistet hat, sei rein und unmein, das schwören wir so wahr uns Gott helfe und seine Heiligen!" —

Damit war der Eid mit sechs Eideshelfern geschworen. Der Beklagte war ‚übersiebnet.' —

Simson blickte mit einer Art wirren Staunens über dieses unerwartete Nachspiel zu dem Drama, das er so glücklich beendet gewähnt, auf die Schwörenden nieder.

Der Freigraf erhob seine Stimme wieder.

„Könnt Ihr Euch stark machen, vierzehn Eides-

helfer zu stellen, daß Ihr der That nicht schuldig?“ fragte er Simson.

Woher sollte Simson vierzehn Eideshelfer nehmen? Konnte er sie aus dem Boden stampfen? Er antwortete gar nicht, sondern heftete nur seine groß hervortretenden erschrockenen Augen auf den Freigrafen.

„Ja, oder nein?“

„Vierzehn Männer, die da schwören . . . nein, Herr Freigraf, wollet bedenken . . .“

„Ihr habt sie nicht bei Euch und könnt sie nicht stellen,“ unterbrach ihn der Freigraf. — „Schöffe Heinrich von Ringenberg, ich stelle wiederum an Euch das Urtheil,“ sagte er dann.

„Herr Freigraf,“ sprach der Schöffe, ohne einen Augenblick mit sich zu Rathe zu gehen, „da Ihr an mich das Urtheil stellt, so weise ich in gebotener heimlicher Acht der freien Schöffen unter Königs Bann nach Freistuhlsrecht für Recht: daß der beklagete Mann, mit Namen Simson von Heringen, überführt und überwiesen sei der Missethat, so er vom Kläger, einem wissenden freien echten Schöffen, genannt Wennemar von Pungelscheidt, geziehen und angeschuldigt ist: und daß er durch seine Bosheit verwirkt hat die höchste Wette nach Kaiser Caroli Magni Gesetz und

nach der heimlichen geschlossenen Acht Herkommen und Satzung."

Der Freigraf wandte sich nach den umherstehenden Schöffen um und sagte: „Ihr habt gehört, wie das Urtheil gewiesen ist."

Der ‚Umstand,' der das Recht hatte, das Urtheil, wenn er nicht damit übereinstimmte, zu ‚schelten' und es dadurch zu entkräften, blieb stumm.

Jetzt erhoben sich der Freigraf und die sieben Schöffen von ihren Bänken.

Der Freigraf nahm den vor ihm liegenden Weidenstrick in die Hand und sprach:

„Da nun vor mir verklagt und verfolgt und überwiesen ist Simson, der sich schreibet und nennet von Heringen, den ich um seiner Missethat und Bosheit willen habe heischen und laden lassen, als Recht ist der heiligen Acht, von Klage des Wennemar von Pungelscheidt, Ritters: so verfehme und verfahne ich ihn wie Recht ist, und nehme ihn aus der rechten Zahl und setze und weise ihn in die unrechte Zahl, und weise ihn von allen Rechten fort, die er inne gehabt seit der Zeit, daß er aus der Taufe gezogen ward. Und ich verweise ihn fort von den vier Elementen, die Gott dem Menschen zum Troste gegeben und gemacht hat, und weise ihn fort rechtlos

würdelos, sicherlos, mißthätig, fehmpflichtig, leiblos, daß man mit ihm thue wie mit einem andren verfehmten, zufahrenden, verwiesenen Mann. Und er soll nun unwürdig gehalten sein, und er soll kein Gericht noch Recht besitzen noch gebrauchen, und er soll keine Freiheit noch Geleit mehr haben; und ich vermaledeye sein Fleisch und sein Blut, daß das Niemand mit der Erde vermenge, es werde den Krähen und den Raben; ich theile zu und überweise es den Vögeln in den Lüften und den Gethieren des Waldes und die Seele aus seinem Leib dem Herrn Gott, wenn Gott sie haben will. Nun gebiete ich allen Königen, Fürsten, Herren, Grafen, edlen Rittern und allen denjenigen, die zu dem heiligen Reiche gehören und freie Schöffen sind, und insgemein allen Freyschöffen der heimlichen Acht, bei ihren Treuen und Eiden, die sie dem heiligen Reiche in der heimlichen Acht gethan haben, daß sie darzuthun und Beistand gewähren mit voller Macht, daß über diesen verfehmten und überwiesenen Mann, der sich schreibet und nennet Simson von Heringen, über sein Leib und Gut gerichtet werde als des heiligen Reichs und der heimlichen Acht Recht ist, und nicht lassen das um Liebe, noch um Leid, noch um Freund, noch um Ver-

wandten, noch um Ehre, Leib, Gut oder irgend ein Ding, das auf der Welt ist!"

Und nachdem der Freigraf diese Worte gesprochen hatte, warf er den Weidenstrick über sich fort aus den Schranken des Gerichts; die Freyschöffen und der ‚Umstand' spieen aus und der Frohn legte dem Grafen ein Buch, das Blutbuch, vor, in das von letzterem des Verurtheilten Name eingeschrieben ward.

Damit war Simsons Leben so gut wie erloschen. Es gab für ihn keine Rettung mehr. Hätte er nicht an dieser verhängnißvollen Stelle gestanden, sondern wäre die Acht über ihn als feldflüchtigen Mann verhängt worden, so hätte er, wenn er seiner Sache vertraut und Freunde zur Hilfe gefunden, auf den Hauptstuhl zu Arnsberg ‚in dem Baumhof' sich berufen und die Sache an einen andern Freistuhl zu nochmaligem Gericht verweisen sehen können. Er hätte dann auch klüger handeln und nicht, wie er jetzt gethan, selbst gehen, sondern einen ‚Fürsprech' an seiner Stelle senden können. Aber das Alles war ihm jetzt verwehrt. Es war kein Ausweg gelassen. Das Gericht löste sich auf. Der jüngste Freischöffe trat neben ihn und sagte mit ruhiger Stimme:

„Folget mir!"

„Was wollt Ihr mit mir thun?"

Der Schöffe wies ohne weiter zu antworten auf ein nahes Gehölz, das unmittelbar an den Anger stieß.

In wahnsinniger Angst blickte Simson umher. War denn in all diesen Gesichtern kein Zug von Milde und Erbarmen, an den sich eine Hoffnung knüpfen ließ, war denn keine Möglichkeit der Flucht?

Zur Flucht war keine Hoffnung; denn zwei andere Freyschöffen waren zu dem jüngsten getreten, die drei umgaben ihn nach allen Seiten.

„Ihr werdet einen unschuldigen Menschen nicht tödten?!" schrie der Verurtheilte mit einem Tone des tiefsten Entsetzens.

„Kommt," sagte der jüngste Schöffe kaltblütig wie zuvor.

„Laßt mich erst beichten!" flehte Simson.

„Das hättet Ihr thun sollen, bevor Ihr kamet!" und damit faßte der Schöffe seinen Arm.

Simson schüttelte ihn ab mit der Kraft der Verzweiflung — er setzte sich zur Wehre, er warf sich zu Boden, er jammerte, er schäumte, er rief um Hilfe, er schrie den Namen seines Verwandten, des alten Burgmanns . . . aber der alte Mann war von tödlichem Schreck erfaßt und stand ohne sich zu rühren wie versteinert da, alle andern Männer, so viel

ihrer das Gericht oder den ‚Umstand‘ gebildet hatten, gingen theilnahmlos und ruhig auseinander, als ob nichts mehr da sei, was jetzt noch ihrer Aufmerksamkeit würdig. — Nur die drei Freischöffen blieben um den verzweifelnd ringenden Menschen stehen; sie knebelten ihn mit einer ganz eigenthümlichen Behendigkeit und Geschicklichkeit an Händen und Füßen, und dann trugen sie ihn über den Anger fort und verschwanden mit ihm im Gebüsch des Waldes. —

Um die Nachmittagstunde desselben Tages schritt derselbe Freigraf, der am Morgen, ohne einen andern Richter als Gott über sich zu erkennen, unter dem Blutbann des Königs über Leben und Tod gerichtet und allen Königen, Herzogen und Fürsten, den hunderttausend über das Reich verbreiteten Freischöffen seine Befehle ertheilt hatte, — derselbe Mann, sagen wir, schritt in Hemdärmeln auf seiner Tenne auf und ab und half den Knechten und Mägden seines Oberhofes sein Korn dreschen.

Im nahen Walde aber hing, an einem künstlich geschlungenen Weidenstrick, am niedern Ast einer Eiche eine jener seltsamen Früchte mehr, die auf Simson von Heringen bei seinem ersten Besuche dieses Landes einen so eigenthümlich unheimlichen Eindruck gemacht hatten.

Schluß-Kapitel.

Der Dienstmann.

Es mochten zehn Jahre verflossen sein nach den von uns geschilderten Ereignissen.

Durch eine waldige Hügellandschaft zog bei dunkelndem Abend ein Reitersmann seines Weges — wenn man eine Art von Graben, durch Fuhrwerk und Regengüsse im schweren Boden ausgehöhlt, einen Weg nennen kann. Rechts und links hoben sich Hügelwände, mit kargem Gras bewachsen, oder vom niederrieselnden Wasser der Regenschauer durchfurcht und zerrissen. Und all das Wasser aller Schauer, die die Bergseiten zerwühlt hatten, war nach unten in die unergründliche Schlammgosse abgeflossen, durch welche jetzt der ermüdete magere Gaul unsres Reitersmannes stapfte und stapfte und nicht weiter kam, weil er bei jedem Tritt bis an das Knie einsank.

Der Mann, der mit seiner hohen und langen Gestalt das arme Thier belastete, schien nicht viel frischeren Muthes als der unglückselige Gaul, welcher verdammt war, ihn zu tragen. Er saß in einander gesunken im Sattel, an dessen Knopf sein Helm befestigt

war und hin und wieder baumelte. Der alte zerstoßene und rostige Brustharnisch und die Beinschienen auf den abgemagerten Schenkeln konnten wenig dazu beitragen, ihn in der kalten Oktoberluft gegen Frost zu schützen, und das lederne Wamms, das alt, abgenutzt und zerrieben von den Eisenplatten, seinen langen Rumpf einhüllte, schien auch nicht mehr im Stande, ihn warm zu halten: denn einmal über das andre schauerte die ganze Gestalt wie von Kälte geschüttelt zusammen.

„Kreuz und Dorn!“ murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen — „ein ausgezeichnet fröhliches Leben! den ganzen Tag lang zu reiten und keinen Bissen zwischen die Kinnbacken zu bekommen — und zur Abend-Erholung und Aufheiterung nach solchen Tagesbeschwerden hier im Schlamm festzustecken! Alle siebenzig glühende Teufel sollen es holen! Echter von der Rhön, freisamer und gestrenger Junker, wenn ich Dir wohlmeinend rathen soll, so steige ab, schnalle Deinen Sattelgurt los und häng Dich damit an jene verwitterte alte Buche auf dem Hügelrand. Das ist sicherlich das gescheidteste, was Du heute noch thun kannst. Du fährst dann eines Weges ohne alle Schwierigkeit und weißt dazu auch ganz genau, wohin; statt daß Du hier nicht weiter kommst mit Deinem abgetrie-

benen Roß, und nicht weißt, an welches Ziel! Noch diese Nacht würdest Du bei Deinen alten guten Kameraden sein — dem wackern Burkhard von Ehrenfels, dem edlen Menschen, den die Ulmer so bitterlich verkürzt haben, das heißt um einen ganzen Kopf! Du würdest noch in dieser Stunde ein warmes Plätzchen am Ofen bekommen, ohne Dich ums Einheizen bekümmern zu brauchen — denn das besorgt der Teufel selbst. Der Teufel, ja der Teufel — wär' er nur nicht ein so undankbarer Schuft, dem nicht zu trauen ist. Ich hab' ihm all mein Leben viel Ehre erwiesen und seinen Namen gar fleißig angerufen. Aber . . . wo findet sich heutzutage noch ein erkenntlich Gemüth?! — Und deßhalb wohlauf, mein guter Schecke, tragen wir's, so lang es geht. Halt aus, alter Kumpan. Hast ja schon öfter durch Dick und Dünn gestapft und schon ärgere Dinge erlebt als heute. Weißt Du noch dazumal im Odenwald, als Du mir im Koth der Straße stecken bliebst? Mich durcharbeiten mußt' ich ins nächste Dorf und Leute aufbieten, daß sie gingen und Dich herauszögen. Sie gingen auch und kamen auch mit 'nem Roß zurück, aber der Gaul, den sie mitbrachten, war kein Scheck, sondern ein Schimmel, den sie aus dem Dreck gezogen. Ich mußte sie noch einmal senden um den

Schecken, vielleicht haben sie später noch mehr Gäule aus ihrer Heerstraße gefischt!"

Während Echter von der Rhön, unser alter Bekannter, sich mit solchem Selbstgespräch so viel Heiterkeit zu erhalten suchte, als es eben anging, war sein Pferd auf einen etwas festeren Grund und Boden angelangt; der Weg hatte sich gehoben und führte auf eine kahle Höhe, auf der ein Rest dämmerigen Tageslichtes ein auf einem hohen steinernen Unterbau errichtetes und mit drei Holzpfeilern aufragendes Gerüst erkennen ließ, das etwa hundert Schritt abseits vom Wege stand.

„Ah, Gott sei Dank," dachte Echter — „da ist ein Galgen, man kommt doch aus der Wildniß heraus wieder zu ordentlichen Menschen. Und es scheint, als ob dort unten ein Mühlrad rauschte und ein Licht, mein' ich, schimmert auch durch das dunkle Gehölz — ja richtig — freu' Dich, alter blinder Scheck, da ist ein Obdach. Der Müller soll seinen Sack aufthun für Dich, und ein Hühnlein oder eine junge Ente für Deinen hungerigen Herrn wird's doch auch noch geben, wenn er nur der Frau Müllerin auf die rechte Art um den Flaumbart zu gehen weiß!"

Der blinde Scheck schien eine Ahnung von dem zu haben, was sein Herr ihm vorplauderte. Er setzte

die Füße rascher vorwärts, bewegte sinnend die Ohren und als ob dieß Sinnen sich mit der Frage beschäftigt habe, ob es nicht thunlich sein sollte, einen kleinen gemessenen Trab zu versuchen, hob er plötzlich die Beine zu einem mächtigen Ansatz auf, stand jedoch nach einigen Augenblicken wieder von dem kühnen Unterfangen ab.

Eine Viertelstunde später war Echter von der Rhön unten im Thalgrunde, an der Stelle, wo er das Licht hatte schimmern sehen. Er hatte sich jedoch getäuscht.

Es war keine einzeln liegende Mühle, die er hinter den hohen dunklen Baumgruppen in der Ferne versteckt geglaubt, sondern es war ein Klosterhof, vor dessen verschlossenem Thorbogen er jetzt hielt — ein über die Umfassungsmauer ragendes Kirchendach mit einem Glockenthurm ließ keinen Zweifel daran; die Mühle, deren Rauschen Echter vernommen, stand einen Steinwurf weit abseits.

„Nun, desto besser," sagte unser Turnierfechter, „hier gibt uns Sankt Franziskus oder Sankt Bernhardus Obdach, wenn wir mit kluger Rede sein Herz erweichen; — also: halt Scheck!"

Echter stieg mühsam aus dem Sattel und läutete an der Pforte.

Ein Schieber öffnete sich nach geraumer Weile von innen und eine männliche Stimme fragte:

„Wer ist's?"

„Ein armer, müder, hungeriger Pilgersmann, der von Loretto kommt, wo er der heiligen Mutter Gottes eine siebenpfündige Kerze geopfert hat und nun gen San Jago di Compostella ziehen will, um am Grabe das Apostels Jakobus seine Devotion zu verrichten," log Echter von der Rhön.

„Ihr seht nicht nach einem Pilgersmann, sondern nach einem fahrenden Strolch und Streckling aus," antwortete die Stimme. „Geht mit Gott!"

„Laßt mich ein, ehrwürdiger Pater! Ich bin müd wie ein Hund!"

„Nein, geht weiter!"

„Ehrwürdiger, heiliger, gottgesalbter Mann — Ihr werdet mir armen gebrochenen kranken Menschen nicht ein Obdach versagen" ....

„Geht, wir nehmen bei Nachtzeit kein fahrendes Volk auf!"

„Ei, so soll Dich vermaledeyten Kuttenpfaffen der Teufel bei lebendigem Leibe schinden!" rief Echter jetzt zornig aus — „aufgemacht, sage ich, oder ..."

Echter wollte einen gotteslästerlichen Fluch ausstoßen, als er eine weibliche Stimme sagen hörte:

„Was gibt es, Andreas, was verlangt der Mann?“

„Verehrungswürdigste, himmlische Frau Abtissin,“ schrie Echter jetzt, daß die Thorbohlen zitterten, „Euer Andreas da ist ein blutiger Unmensch, einen müden, kranken, verschmachtenden Wanderer bei später Nacht von der Schwelle dieses edlen, durch seine Gastlichkeit berühmten Klosters wegzuweisen — auf daß er in dieser kalten Nacht schier erfrieren und umkommen muß — heilige, würdigste Mutter, Ihr würdet das nicht vor Gott und seinen Heiligen verantworten können; die heilige Jungfrau...“

„Seid Ihr krank?“ fragte die weibliche Stimme durch den Schieber.

„Ich habe eine Pein in meinen Eingeweiden, so ich Euch nicht beschreiben kann,“ lautete Echter's Antwort.

„So öffnet, Andreas,“ befahl im Innern die weibliche Stimme.

Der Thorflügel öffnete sich nach einer Weile und Echter hielt seinen Einzug, sein Roß, dessen Hufe dumpf unter dem Thorbogen klangen, am Zügel hinter sich ziehend.

Er befand sich auf einem von Gebäuden verschiedener Größe umgebenen Klosterhof.

Neben ihm, eine Leuchte in der Hand, stand eine schwarzgekleidete Nonne; sie hob die Laterne auf, um ihm ins Gesicht zu leuchten.

„Gebenedeyte Tochter des Himmels und Braut unseres Herrn und Heilands Jesu Christi, schließt nicht, ich bitte Euch, aus meinen Zügen, die Ihr wie ich sehe, mit jungfräulicher Wißbegier einer Musterung unterwerft, auf mein Inneres," sagte der Turnierfechter. „Wir gehören alle der streitenden Gemeinde Gottes an, und was mein Gesicht betrifft, so ist es in den Strapatzen dieses Kampfes ganz unbarmherzig und abscheulich mitgenommen worden. Aber," fuhr er fort, indem er mit frommem Aufschlagen der Augen gen Himmel blickte und die Hand auf die Brust legte, „für das Inwendige hier — dafür kann ich stehen!"

„So," entgegnete die Nonne trocken — „so thätet Ihr wohl, Euch wenden zu lassen!"

„Das hättet Ihr freilich nicht nöthig!" antwortete Echter, indem er die Hände wie vor Verwunderung zusammenfaltete und mit dummdreister Erheuchelung von Bewunderung der Nonne ins Gesicht schaute.

„Kommt," sagte diese. „Gebt dem Pförtner Andreas Euer Pferd, daß er dafür sorge. Ins Kloster dürft Ihr nicht"...

„Die heiligen Jungfrauen drinnen haben wohl Klausur — aber gewiß ist noch ein Plätzchen im Hospitium frei?“

„Auch darin könnt Ihr nicht aufgenommen werden, weil es gegen die Vorschrift ist, unbekannte Leute, welche so spät Abends kommen, einzulassen. Aber in die Infirmerie will ich Euch führen, weil Ihr sagt, daß Ihr krank seid — denn in dem Krankenhaus, da hab' ich zu sagen!“

Und mit diesen Worten geleitete die Nonne den Ankömmling in eines der Nebengebäude, welche den Hof schlossen. Die Eingangsthüre führte unmittelbar in ein großes Vorgemach, in welchem ein Kaminfeuer flackerte. Neben demselben saß eine alte Laienschwester, beschäftigt, Leinwand in Binden zu zerschneiden.

„Da bin ich noch einmal, Schwester Klara,“ sagte die Nonne, indem sie ihre Leuchte auf den großen Eichentisch in der Mitte des dunklen, von den Kaminflammen sehr unvollkommen erleuchteten Raumes setzte. „Als ich über den Hof ging, um in meiner Zelle zur Ruhe zu kommen, hörte ich Andreas sich mit einem verspäteten Wegfahrer zanken; der Mann sagt, er sei krank, drum hab' ich ihn hier hereingebracht, wir wollen ihn in die Kammer mit dem Erkerfenster

legen und dann morgen weiter sehn, was mit ihm zu machen."

Echter von der Rhön hatte unterdeß seine langen Fausthandschuhe ausgezogen und vor dem Feuer niederhockend wärmte er seine verklommenen Hände, indem er sie abwechselnd an die Flamme hielt und zusammen rieb.

„Gottesfürchtige Jungfrauen," sagte er jetzt, „wenn Ihr's nicht für ungut nehmt — mich will bedünken, als ob Euer Vorsatz, wenn ich unter Dach und Fach gebracht, erst morgen weiter nach mir zu schauen, nicht ganz mit der Eurem Geschlechte eigenen Vorsicht gefaßt sei. Ich habe Gründe zu der Besorgniß, daß Ihr morgen einen stillen Mann an mir finden würdet — seinem Uebelbefinden gänzlich erlegen!"

„Ist Euch so schlecht?" fragte die Nonne.

„Grenzenlos, und doch wär' ich so leicht zu kuriren; wenn nur, so lange es noch Zeit ist, das richtige Mittel angewandt würde!"

„Was versteht Ihr darunter?"

„Darunter versteh ich ein gutes herzhaftes Stück Rinds- Kalbs- oder Hammelbraten, gottseligste Jungfrau und Schwester!"

„Ja so — Euer Uebelbefinden" . . .

„Heißt Hunger!“

„Geh, Klara, und hole zu essen,“ befahl die Nonne, und die Laienschwester nahm die Laterne und entfernte sich damit in das Innere des Gebäudes.

Die Nonne nahm ihren Platz am Feuer ein.

„Woher kommt Ihr?“ fragte sie jetzt den neben ihr hockenden Reitersmann.

„Das heißt kurz gefragt,“ antwortete Echter, „und doch wär's eine lange Antwort, wenn ich drauf erwiedern sollte. Darum sag ich lieber, ich weiß es selber nicht!“

„Woher Ihr kommt?“

„Und was noch schlimmer, ich weiß nicht einmal und noch viel weniger, wohin ich will!“

„Ihr seid ein seltsamer Kauz!“

„Gibt's nicht mehr Dinge, von denen man nicht weiß, von wannen sie kommen?“

„Nicht gar viele, mein' ich,“ entgegnete die Nonne. „Vom Bösen weiß man nicht, woher es in der Welt Gottes gekommen.“

„Nun, wenn wir etwa annähmen, auch der lange Echter von der Rhön sei nicht zum Gutthun in die Welt unsres lieben Herrgotts gekommen!“

„Ihr seid Echter von der Rhön?“

„Ein Rest von ihm — der Name und ein un-

brauchbares, abgenütztes Stück von dem wackern Gesellen von ehemals!"

„Wart Ihr nicht Anno 49 in Frankfurt, und kanntet Einen, genannt Simson von Heringen?"

Echter von der Rhön schlug seine Augen zu der Fragerin auf, er bemerkte jetzt zum ersten Male im Scheine des flackernden Kaminfeuers, dem ihr Profil sich zuwandte, wie schön die Nonne gewesen sein mußte — aber er antwortete nicht.

„Habt Ihr den gekannt?" sagte er nur nach einer Weile.

„Leider!"

„Ich nicht!" antwortete Echter mit gleichgiltigem Tone.

„Ihr braucht nicht zu bangen, daß ich hinterlistig die Antwort, die Ihr geben könntet, zu Eurem Schaden anbringen würde. Ihr wart einer der ruchlosen Gesellen, mit denen der Simson sich umtrieb, in der Zeit, als er den römischen König mit Gift vergab."

„Und wer seid Ihr denn, daß Ihr das wißt?"

„Ich bin des Arztes Freydank von Heringen Kind."

„Kreuz und Dorn . . . Ihr seid das saubere

Jungfräulein, die Margrethe . . . alle Heiligen stehen uns bei . . . und hier im Kloster!"

„Im Kloster. Anfangs war ich bei der Gräfin Elisabeth von Schwarzburg; aber die ist auch heimgegangen, und da bin ich eine Braut unsers Herrn Jesu Christ geworden. Und weil ich eines berufenen Arztes Tochter, hat mich die Oberin über das Krankenhaus gesetzt, die Leidenden zu pflegen und der Siechen zu warten. Nun wißt Ihr alles, was ich Euch über mich sagen kann. Wollt Ihr jetzt reden?"

„Sicherlich, Jungfrau Margrethe . . ."

„Ich heiße Schwester Benedikta."

„Also sicherlich, Schwester Benedikta, — wenn ich nur wüßte, welche Rede Ihr von mir verlangt!"

„Was ist aus Simson von Heringen geworden? Ich habe nie wieder von ihm gehört, wo ich auch gefragt habe."

Echter von der Rhön machte eine Bewegung mit der Hand um seinen Hals und blickte dabei mit schlaublinzelnden Augen Margarethe an.

„Mit dem Weidenstrick!" sagte er dabei.

Margarethe schwieg und schaute eine Weile in die Flamme.

„Und Ihr — seid ihm entkommen?" sagte sie

danach mit einem Blick auf Echter, der für diesen nichts Schmeichelhaftes hatte.

„So ist's, Schwester Benedikta, Gott sei Lob, obwohl der liebe Herr Gott nicht viel Verdienst dabei hat, denn ich habe mich ganz allein selber durchfechten müssen — ich kann nicht sagen, daß der Himmel mir absonderlich dazu beigestanden hätte!"

„Ihr seid ein ruchloser Mensch — für solche Redensarten verdientet Ihr, daß ich Euch wieder vor das Thor setzen ließe!"

„Dabei hätte nur der Teufel Profit, denn wenn ich draußen verschmachtete, so würde er nicht weit von der Hand sein — also laßt das lieber bleiben und schaut einmal nach, was Schwester Klara macht, daß sie so lange mit meiner Medizin ausbleibt!"

„Ich höre sie kommen," versetzte Margarethe.

In der That kam die Laienschwester nach einigen Augenblicken mit einem Brett, auf welchem einige Teller standen, in den Raum.

Echter erhob sich und ging ihr entgegen; er ließ ihr kaum die Zeit, das Brod, den kalten Braten, und was sie sonst noch herbeibrachte, auf dem Tische aufzustellen, so sehr drängte es ihn, seinen gierigen Hunger zu stillen.

„Da seht Ihr nun," hub er dann wieder an, nachdem er einen der irdenen Teller schweigend in unglaublich kurzer Zeit geleert hatte — „da seht Ihr nun, Schwester Benedikta, was aus einem edelgeborenen feingebildeten Manne von höfischen Sitten werden kann, wenn er Unglück und Widerwärtigkeit hat, während unser Herrgott die Spitzbuben zu hohen Ehren befördert, ja sie in seinem eigenen Gotteshaus mit Bischofsmützen ausstaffiren und mit heiligem Weihrauch beräuchern läßt — so ist's, Schwester, und wenn Ihr wissen wollt, wer solch ein Spitzbube sei, so nenne ich ihn Euch mit Vergnügen; ich meine Herrn Dietericus, den ehrwürdigen Erzbischof von Magdeburg, des römischen Kaisers, unseres gnädigsten Herrn, Statthalter über die Mark Brandenburg, den hochbelobten Kanzlar, den scheinheiligen Burschen, den Schuft, der an allem meinem Unglück Schuld ist!"

„Was habt Ihr wider den Diener König Karls?" fragte Margarethe.

„Was ich wider ihn habe? Die Zärtlichkeit eines gepeitschten Sklaven für seinen Aufseher, die Liebe eines baumelnden Gerechten zum Meister Hämmerlein. — Er hat uns hetzen lassen, mich und den ehrlichen Burkhard von Ehrenfels durchs ganze hei-

lige römische Reich, so daß uns keine Stelle blieb, wo wir ruhig unser Haupt niederlegen konnten. Den Burkhard, den armen Teufel hat er richtig in seine Krallen bekommen. Ulmer Kaufleute haben ihn, als er ruhig sich an dem Zuge der Meßfremden gen Frankfurt ergötzte und keinem Kind etwas zu Leide zu thun beabsichtigte, zu Boden geworfen und bestrickt, und dann ist Meister Kagelwidt, der davon erfahren, der boshafte Schelm, mit königlichen Briefen bei der Hand gewesen, auf daß sie den edlen Burkhard köpfen sollten . . ."

„Und das ist geschehen?"

„Das ist geschehen," versetzte Echter.

„Mit mir ist's Herrn Kagelwidt nun freilich gegangen wie den Nürnbergern, die keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor. Aber harte Tage hat's mich gekostet, weite, weite Wege, Hunger und Frost und Durst, ach, lieber Gott, lasset mich davon schweigen, und weil Ihr mich doch nun einmal von Alters her kennt, Schwester Benedikta — Ihr wißt gewiß auch, welch ein ehrlicher zuverlässiger Bursche ich all meine Lebenszeit gewesen, wie ich so viel gesorgt und mich gekümmert um Euren Vetter Simson, den abscheulichen Burschen, auf daß ich ihn mit gutem Rath und Zuspruch auf dem Wege der Gerechtigkeit und

Tugend erhalte — es hat freilich Alles nichts genützt und es ist eingetroffen, was ich ihm hundertmal vorausgesagt, daß er noch an den Galgen kommen werde — aber deßhalb, wollte ich sagen, thut ein gutes Werk, Schwester Benedikta, legt für mich bei Eurer Frau Priorin oder Abtissin oder wie die ehrwürdige Alte heißt, aus alter guter Bekanntschaft ein fürbittend Wort ein, daß sie mich hier im Kloster halte“ . . .

„Hier wollt Ihr bleiben? Und was sollen wir hier mit Euch wüstem Gesellen anfangen?“

„Unsrem Herr Gott eine untergehende Seele retten, auf daß sie nicht falle in das ewige Feuer Gehennah. Oder wenn Eure christliche Barmherzigkeit sich dazu weniger versucht fühlt, so laßt mich als Roßknecht Eurer Ställe warten — ich will mich in den Dienst einkaufen, indem ich Euch all mein Hab und Gut, mein unvergleichliches kostbares Turnier- und Schlachtroß, den blinden alten Schekken schenke; laßt mich auf Eure Waldungen, so Ihr deren habt, als Forstwart Acht geben, . . . ja legt mich meinethalb in Euren Hundestall, daß ich Euch Nachts die Diebe und Räuber anbelle — es ist mir all Eins — aber weiter mich schleppen und durchschlagen wie bisher kann ich nicht!“

Margarethe gab auf diese Worte Echters dem Anschein nach gar keine Acht; sie blickte stumm vor sich hin; nach einer Weile fragte sie:

„Und was gibt es Neues in der Welt, aus der Ihr kommt — wie sieht es aus im Reiche? Was sprechen die Menschen vom König Karl?"

„Vom König Karl? Was sollten sie reden? Er ist ein schlauer Herr, dessen Klugheit just darin besteht, nicht viel von sich reden zu machen und doch im Stillen weiter zu kommen als Manche, die die Welt mit den Posaunentönen ihrer Herrlichkeit und ihres Ruhmes erfüllet haben. Als der Schwarzburger gestorben war, da hat er, damit Niemand mehr sagen könne, er sei ein unrechtmäßig erwählter römischer König, die Fürsten in Aachen versammelt und das Reich durch sie erledigt erklären lassen —"

„Das weiß ich," fiel Margarethe ein — „er hat damit Günther's echtes Königthum noch nach dessen Tode feierlich anerkannt!"

„Und sodann," fuhr Echter fort, „hat er noch einmal von Allen sich zum Oberhaupt des Reiches küren lassen. Danach hat er sich zugelegt an Landschaften und Erbschaften, was nur immer für ihn zu Nutz und Frommen der Krone Böheim zu erlangen war; aber während er so weislich für sich gesorgt,

hat er auch für das Reich gesorgt, das müssen seine Feinde ihm lassen. Er hat viel gethan, der kleine Herr, und was den verzweifelten Landfrieden angeht, der einen ehrlichen Rittersmann und Stegreifgesellen um seine beste Nahrung bringt, so mögen die Fettwänste und Pfefferkrämer in den Städten ihm Hosiannah singen! Und mit den Herren in Rom, da weiß er gar säuberlich umzuspringen und ist weiter mit ihnen gekommen, als es der Schwarzburger je vermocht hatte. Er hat sich so lange geduckt und leise gesprochen, bis er den Papst endlich richtig mit den Franzosen auseinander und den heiligen Vater zurück gen Rom gebracht hatte, und bis sie ihm in Rom denn wirklich die Kaiserkrone auf sein schlaues Köpflein gesetzt haben. Freilich hat er dabei versprechen müssen, an demselben Tage noch die Stadt zu verlassen; aber er hat die Italiener spotten lassen über seine eilfertige Römerfahrt und zeigt jetzt den Deutschen, daß er der Kaiser ist! Den Wittelsbachern hat er die Mark Brandenburg abgeschwätzt und abgenommen — zum Lohn dafür, daß sie, als der Schwarzburger vom Siechthum erfaßt wurde, so schnell zu dem Böhmen übergingen — und so kommt es, daß Dieterich Kagelwidt, der edle Mann, der sich das fette Erzbisthum an der Elbe zum Lohn seiner Thaten auser-

sehen hat, als Statthalter in Brandenburg sich gebahrt. Und um's kurz zu machen — auferbaut hat er das Reich, Kaiser Karl der Vierte seines Namens, aber den Teufel gebraucht er als Baumeister!" —

Der fahrende Junker schwieg; Margarethe war, während er plauderte, in Gedanken versunken. Die ganze für sie so ereignißreiche Zeit, in deren Mitte Echters von der Rhön Erscheinung sie zurück versetzt hatte, war wieder vor ihrem inneren Auge vorübergegangen und sie hing sinnend den Gefühlen nach, welche dadurch mächtig und fast leidenschaftlich in ihrer Brust heraufbeschworen worden. Margarethe hatte nie geliebt. Ihr junges unbefangenes Herz hatte, so lange sie geschützt und gehütet in des Vaters Hause gelebt, keinen Gegenstand gefunden, der seine jungfräuliche Sprödigkeit zu schmelzen und ihm das Bewußtsein seines eigenen Reichthums zu wecken verstanden. Dann war die große Katastrophe über ihr Haus gekommen, welche ihr den Vater geraubt, sie zur Waise gemacht hatte. Unter dem schrecklichen Eindruck dieses Ereignisses, der ja Jahre lang, die ganze Zeit hindurch, während welcher sie am Hofe der Witwe Günthers gelebt, Tag für Tag beim Anblick der trauernden, die schwarzen Gewänder nicht mehr ablegenden Gräfin Elisabeth neu in ihr aufge-

frischt worden war — unter diesem Eindruck hatte ihr Herz auch nicht lernen können, sich dem Leben, der Hoffnung, der Liebe zu öffnen. So gehörten alle ihre Gedanken, alle ihre Empfindungen der Vergangenheit an. Als leuchtendste Gestalt dieser Vergangenheit stand König Günther da. Ihm weihte sie Alles, was an Bedürfniß zu verehren und zu lieben in ihrer scheu verschlossenen Seele lag. Es war ein stiller Kultus eines tieffühlenden Frauengemüths, das in rührender Anspruchlosigkeit dem Drange zu verehren und sich hinzugeben gehorchte.

Desto entsetzlicher und desto mehr ihren tiefsten Abscheu erregend mußte ihr eine Gestalt erscheinen, die plötzlich aus den Tagen jenes tragischen Drama's vor ihr auftauchte, ein Mensch, der sicherlich nicht ohne Schuld war an dem was geschehen, und der nach allem Anschein seitdem so ganz und gar nichts gethan hatte, um sich sein früheres Leben und seine früheren Ruchlosigkeiten jetzt verzeihen zu lassen. Wäre Margarethe dem ersten Anstoß der aufwallenden Empörung gefolgt, die beim Namen Echters von der Rhön sich ihrer bemächtigte, so hätte sie ihn, alt, gebrochen, verschmachtend wie er war, wieder hinaus treiben lassen, in die Finsterniß des nächtigen Waldes. Aber sie war eine Christin, eine demüthige

Dienerin Gottes — ihre eigenen Gefühle durften nicht entscheiden, sie durften sich nicht einmal regen und mußten völlig schweigen. Es durfte nur eines hier sprechen, das Gebot der christlichen Liebe, der Barmherzigkeit.

Mit wunderbarer Macht über sich nahm sie deßhalb Echter so auf, wie sie jeden andern Unglücklichen in gleicher Lage aufgenommen hätte. Aber jeder andere Unglückliche, der eine so auffallende und nicht leicht zu erfüllende Bitte an sie gestellt hätte, wie Echter es vorhin that, hätte wahrscheinlich die unumwundene Antwort von ihr erhalten, daß es des Klosters Sitte nicht sei, heimatlose Umherzügler so zweifelhafter oder besser nicht zweifelhafter Tugendlichkeit unter die Hausgenossen aufzunehmen. Echter von der Rhön gegenüber hielt Margarethe diesen Bescheid, der bereits auf ihrer Lippe schwebte, zurück. Mischte sich nicht persönliche Bitterkeit wider den Turnierfechter hinein, wenn sie eine solche Antwort gab? Nicht eine innerliche Genugthuung über sein Schicksal? Nicht Hochmuth, ihn empfinden lassen zu können, was er verdient? Das fragte sie sich und das war es, was ihren Mund schweigen ließ auf sein Flehen.

Seine kläglichen Reden aber lagen ihr deß-

halb mehr im Sinne, als es bei jedem Andern der Fall gewesen wäre; nachdem sie überwunden hatte, was sie antrieb, seine Bitte scharf und ohne Schonung abzuschlagen, ging sie einen Schritt weiter in der Selbstüberwindung und fragte sich, ob nicht Grund da sei, ihn zu erhören? War es für sie nicht eine Uebung in christlicher Selbstverläugnung, seinen Anblick zu ertragen? Ein Verdienst, den Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen? Ja — wenn er irgend zu erkennen gegeben hätte, daß sein verwildertes Gemüth eine Hoffnung der Bekehrung biete . . . aber seine Reden waren ruchlos und spöttisch, wie Margarethe es nie ärger gehört, und — sie konnte nicht mit sich ins Klare darüber kommen, was ihre Pflicht ihr zu thun gebiete. Deßhalb erhob sie sich endlich, um das Krankenhaus zu verlassen, und ihre Zelle im Klostergebäude selbst aufzusuchen, ohne daß sie Echter einen Bescheid gab.

„Zeig' dem Fremden seine Kammer, Schwester Klara," sagte sie. „Euch, Echter von der Rhön, seh ich morgen noch."

Echter von der Rhön dehnte sich am folgenden Morgen noch auf seinem guten Lager und dachte mit Schmerzen daran, wie viel Tage über sein graues Haupt dahinstreichen würden, bis ihm ein ähnlicher

Luxus wieder geboten werde, als die Laienschwester an seine Kammerthüre klopfte und ihn herunter rief in die große Stube am Eingang der Infirmerie. Als er dahin kam, fand er eine alte dicke kleine Frau in dem Sessel am Kamine sitzen, welchen am gestrigen Abende Margarethe eingenommen hatte. Schwester Benedikta stand hinter ihr und berichtete der alten Nonne, deren Goldkreuz auf dem Brusttuch andeutete, daß sie zu den Würdenträgerinnen der geistlichen Genossenschaft gehöre, von ihren Kranken. Nachdem Echter eine Weile wartend an der Thüre gestanden, ohne daß man ihn beachtet hätte, schritt er sich räuspernd näher heran:

„Hochehrwürdige, liebreiche Mutter in Gott, hochgebietende Frau Abtissin," sagte er, „erlaubt, daß ich Euch demüthig den Saum Eures Gewandes küsse. Ihr glaubet nicht, wie wohl es einem armen so tief in den Fesseln der Weltlust liegenden Schelm thut" . . . .

„Nun, ich meine, was die Weltlust angeht, so habt Ihr nicht eben in den letzten Tagen zu viel von ihr auszustehen gehabt," antwortete die würdige Mutter, indem sie das von Wetter und Wind hart mitgenommene Aeußere des Junkers mit einem ihrer

gutmüthig spöttischen Blicke aus den kleinen lachenden Augen musterte.

„Richtig bemerkt, allerholdseligste Abbatissin, höchst richtig bemerkt . . . und nun seht, wie Trübsal und Leiden meinen Verstand durchrüttelt und gezwackt haben, und auf wie schwachen Füßen er allbereits steht — mit Eurem Einwurf habt Ihr mich ganz konfus gemacht in der wohlgesetzten und rührenden Bittrede, die ich mir zusammengeklaubt hatte, um Euch gar demüthiglich anzugehn, mich als einen der Diener Eures Klosters auf- und anzunehmen, auf daß ich meinen Speer in die Ecke und meinen müden Leib unter Dach und Fach stellen könnte, dessen er so lange entbehrt hat!“ —

„So würden wir also einen sehr rüstigen und thätigen Diener an Euch haben, Junker Echter von der Rhön!“

Der alte Turnierfechter hob sich so strack und kräftig auf, wie er es nur eben vermochte.

„O so mein' ich's nicht!“ antwortete er. „Es käme nur auf eine tüchtige Lebsucht an, die mich etwas herausfütterte, und Ihr würdet Wunderdinge sehn — gar mancher Gaul, den man mager für wenig Geld zu kaufen bekommt, wird noch ein stattlich kostbar Thier, wenn man ihn pflegt! —“

„Nun," versetzte die würdige Mutter, „Schwester Benedikta hat ihr Wort für Euch bei mir eingelegt, und da uns just, weil der alte nicht mehr die Wegsteuer hat, ein Schweinehirt fehlt" . . .

„Just ein Posten für einen verlorenen Sohn!" fiel Echter von der Rhön mit einem komischen Grinsen ein, in welchem sich ein Aufwallen des adligen Bluts und des früheren Hochmuths mit dem Bewußtsein gänzlicher Hilflosigkeit, die sich jedem Schicksal unterwerfen mußte, mischte.

„So wollen wir den Roßknecht zum Schweinehirten machen," fuhr die würdige Mutter fort, „und Euch" . . .

„Bei der heiligen Jungfrau, Eure Gnade ist groß, allerhuldreichste Frau Abtissin, daß Ihr mich doch an eine bessere Krippe stellen wollt, als an den Träbertrog des verlorenen Sohnes . . ." unterbrach Echter von der Rhön die Redende.

„Nein, nein," sagte die Abtissin, „Euch können wir, da der Pförtner den Dienst im Stall zu haben begehrt . . . ."

Echter richtete sich tief aufathmend empor.

„Gott segne Euch dafür," rief er aus, „daß Ihr einem edeln geborenen Junker nichts zumuthet, was ihn unter Knechte und gemeines Gesindevolk versetzt!"

Die kleine Abtissin sah den Turnierfechter mit einem ernsten verweisenden Blicke an.

„Mein lieber Mann," sagte sie kopfschüttelnd, „ich sehe, daß Ihr die rechte christliche Demuth nicht besitzt. Es wäre Euch besser gewesen, Ihr hättet dieß Wort nicht gesprochen! Ich gab Euch die Aussicht auf den Sauhirtendienst. Weil Ihr willig ihn auf Euch nehmen wolltet, ließ ich Euch um solcher Unterwürfigkeit willen zum Roßknecht aufsteigen — auch damit zeigtet Ihr demüthiglich Euch zufrieden, und zum Lohne dessen gab ich Euch eine noch bessere Hoffnung, auf den Pförtnerdienst — da aber erwacht der alte Hochmuthsteufel in Euch, und zur Strafe seid und bleibt Ihr nun Pförtner — hättet Ihr nicht so voreilig Eurer Zunge freien Lauf gelassen, so hätte ich gesprochen: Da der Pförtner den Dienst im Stalle zu haben begehrt, und der Förster, der neulich in eine Wolfsgrube gefallen ist und das Bein gebrochen hat, mit dem Pförtnerdienst versorgt werden soll, so können wir Euch, Herr Echter, als Förster über unsre Waldungen anstellen!"

Echter von der Rhön sah die verschmitzte kleine Abbatissin mit einem sehr verwunderten Gesichte an. Aber er verschluckte das ‚Kreuz und Dorn', das ihm auf die Zunge kam, und sagte nur:

„Wie es Gottes und Euer Wille ist, würdigste Mutter — ich verlange nichts Besseres und bin auch damit völlig zufrieden. Könntet Ihr in mein Herz sehen, so, das weiß ich, wäret auch Ihr mit der Dankbarkeit zufrieden, welche mein Herz für Eure Gnade und Barmherzigkeit erfüllt!“ —

Die Abtissin gestattete ihrem neuen Dienstmanne, den Saum ihres schwarzen Tuchgewandes zu küssen, und wies ihn sodann an den Klosterschaffner, auf daß dieser ihn in den Dienst einführe, welchen der alte Turnierfechter noch an demselben Tage anzutreten hatte. In diesem Dienst hatte Echter von der Rhön noch lange Jahre gelebt, er hatte fast alle die älteren Schwestern des Gotteshauses nach und nach noch zu Grabe geleitet, guten Muths und ruhigen Blickes in die geöffnete Grube schauend, die ja auch ihn aufzunehmen nicht lange mehr zögern konnte. Nur auf eines dieser Gräber im Klosterquadrum hat der alte Mann mit feuchtflimmerndem Auge, mit eigenthümlichem Zucken der wettergebräunten Züge geblickt; es war das, in welchem Schwester Benedikta, die treue Pflegerin der Kranken, nachdem sie so viel Leiden geheilt oder gemindert und so viel brechender Augen geschlossen, selber gebettet ist zum Ausruhen von allem irdischen Leid! —

Ende.

Druck von Kath. Gerzabek.

Inhalt.